Amarillen und Bartnelken.

Gesammelte

Novellen, Erzählungen und Humoresken

von

Theodor Drobisch.

Zweiter Band.

Leipzig.

Carl Gräfe.

1857.

Die Blätter im menschlichen Leben.

Was ist der Mensch, so lange er bestimmt ist, hier auf dieser Erde zu wandeln? Wenn auch nicht immer ein Musterblatt, doch jedenfalls das Stichblatt für Andere, zumal wenn Mängel des Geistes oder nicht selten auch, wenn Mängel des Körpers sichtbar sind. Und warum dieses nicht, da es doch bekannt, daß der Mensch eine „Bestie" ist?

Wo bleibt der Witz und die Folgen, wenn nicht so viele Stichblätter in der Welt herumliefen? Narren und Modethorheiten, Geiz und Knickerei, der Tolpatsch, der abgemuckte Freier, der nicht sattelfeste Sonntagsreiter, das Rauchen der ersten Cigarre, der Pantoffelheld — dieß Alles kann zum Stichblatt dienen. Und wer, frage ich, ist frei davon? Gerade die Hochgestellten sind dem am meisten ausgesetzt.

Einem Blatte kann der Mensch nicht entgehen und dieß ist das Tageblatt oder Wochenblatt. Kaum ist er geboren, so kommt er Tags darauf in einer

Entbindungs-Anzeige als „kräftiger Knabe" in's Tageblatt. Mit vierzehn Jahren steht er wieder darin als Sohn rechtlicher Aeltern, der im Rechnen und Schreiben geübt, der französischen Sprache mächtig und eine Stelle als Lehrling sucht. Nach etlichen Jahren krebst er im Tageblatt nach einer Agentur herum oder bietet sich als Volontair an. Endlich sucht er wohl gar „auf diesem jetzt so beliebten Wege" eine Lebensgefährtin; man erblickt ihn im Tageblatte als Etablirten, als Verlobten, als Neuvermählten und wenn er eine Brieftasche mit Geld verloren, als „armen Hausknecht". Endlich unter den Todesanzeigen als braven treuen Familienvater, Stadtverordneten und Muster der Menschheit.

Sobald der Mensch das erste Blatt Papier zur Hand nimmt und in der Schreibstunde mit den Grundstrichen fertig ist, so greift er nach dem Linienblatt, welches ihn so gleichsam unter die Hand giebt, daß er keine krummen Wege gehen soll. Erst, nachdem er mehrmals die Linie passirt, wird ihm klar, wie schwierig es ist, ohne solches immer den geraden Weg einzuschlagen, damit die Fahrt nicht schief geht und er zuletzt wohl gar in die Dinte geräth.

Wenn doch allen Menschen auf ihren Lebenswegen könnte so ein Linienblatt untergelegt werden, sie würden nicht so öfters ausstreichen und sich bemühen müssen, so manchen Fehler hinweg zu radiren, zumal in einer Zeit, wo der humanistische Gummi elasticum immer zäher wird.

Laßt uns jetzt aufblicken zu einem Blatt, welches die Andacht befördern und uns zur Demuth wider die himmlischen Heerschaaren stimmen soll. Es ist — das Altarblatt. Meist ein Blatt der Kunst vom Baum der biblischen Geschichte, das mit seinen Heiligen und Märtyrern bestimmt ist, für uns ein Musterblatt auf unsern Wandel zu werden.

Dieß Blatt an geweihter Stätte, es dürfte seinen Gegenfüßler in einen Blatte finden, so man nicht selten auch ein Blatt aus dem Buch des Teufels nennt. Es ist das Kartenblatt.

Obgleich das Kartenblatt aus Mischungen hervorgeht, so liegt sein Character dennoch offen zu Tage. Das Kartenblatt ist die Vollmacht zum Müßiggang, die aufdämmernde Ahnung vom „Betrugs-Lexicon", die Kauf- und Lehnsübergabe an den Dämon Leidenschaft; das Kartenblatt ist im menschlichen Leben nicht selten der papierne Spiegelberg, der zuletzt seinen Getreuen die Pistole

auf die Brust setzt und ausruft: „la bourse ou la vie!“

Da lobe ich mir das Notenblatt. Wo solches herumgeht, wo das Notenblatt seine Wanderung antritt, da waltet das Reich der Töne und mahnt uns durch seine stumme Sprache, unsern Concertgroschen-Tribut zu entrichten. — Es heißt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Hier ist es umgekehrt, die Musiker erkennt man an ihrem Blatte. Das Notenblatt ist das Attribut der Harfenistinnen und wanderseligen Musikanten.

Die Geweihten der Tonkunst, die Bläser, erinnern uns noch an ein Blatt, und zwar an das Blatt, welches auf den Clarinettenschnabel gebunden wird. Es wird dies Blatt aus spanischem Rohrholz geschnitten und zur Befestigung mit rothen Zwirn umwickelt. Ist das Blatt nicht gut aufgelegt, so schnappt der Ton über und es entsteht ein Gix, den dann die Recensenten immer mit gesperrter Schrift erwähnen.

Welche Wohlthat, wenn man im Leben gewissen Schwätzern auch könnte ein Blatt auf den Schnabel binden; Leuten, die auch dem Ueberschnappen nahe und eigentlich in der Harmonie der Welt nur als ein Gix zu betrachten sind.

Jetzt wollen wir übergehen zur großen Legion der literarischen Blätter. Wer hat Muth, sie zu zählen? Ach, so manches zählt nur einen kurzen Frühling, sie fallen ab schon in den ersten Wochen, gehen ein, ehe ihr Herbst gekommen. Viele haben ein zu gekünsteltes Wesen, sie sind nicht fähig zum Naturdruck und nur selten besitzt eines die Fähigkeit, sich im Volke als Herzblatt einzuschmeicheln. Das unzuverlässigste ist jedenfalls ein Börsenblatt, ein Coursblatt, daß sich jedem politischen Winde beugt. Ein Coursblatt ist ein löschpapiernes Camäleon, welches als Motto an seiner Stirn trägt: „Ich hab' meine Sache auf Nichts gestellt!"

Jeder Mensch soll danach trachten, im Leben immer als Hauptblatt zu erscheinen und nicht blos als Beiblatt, als Extranummer einherlaufen. Ein Hauptblatt mit Kopf, Consequenz und tüchtiger Gesinnung. Jeder Mensch, obgleich er Mitarbeiter am allgemeinen Werk der Menschheit, soll immer sein eigener Redacteur und Corrector sein. In dieser Eigenschaft wird er stets in sich selbst einen Menschen finden, der Etwas für ihn thun kann, wenn nur der feste Wille vorhanden ist. Er braucht hier als Caution nur sein Herz zu stellen und das Herz in seiner Reinheit ist eine Bürgschaft zu allen Zeiten.

Das Herz ist das beste Linienblatt, es ist die wahre Unterlage, wie sich immer auch der Druck von innen und außen gestalten möge.

Das Herz ist das wahre Schulterblatt, denn viel vermag es zu tragen, wenn seine Schläge nur ruhig sind. —

Friedliche Jahre sind leere Blätter in der Weltgeschichte. Wohl dem Menschen, in dessen Lebensbuche manch' weißes Blatt zu finden und eingetragen ist keine Schuld, keine üble That. Jeder Tag sei ein Goldblättchen, ein Blattgold, das ausgedauert in der Gluth der Prüfung, wenn auch zuweilen vom Schicksal gehämmert.

Wollen wir in unsere Sammlung noch ein Blatt aufnehmen, nun, so sei es das — Tabaksblatt. Suche im Leben jeder Mensch wo möglich als Havanna, als Regalia, zu erscheinen, aber nie als Pfälzer. Nein! immer Cuba, Upmann Nr. 1 und 2, stets bis auf den Kern, nicht blos als Deckblatt. — So hätten wir denn ziemlich Alles abgeblättert. Verzichtend auf jeglich Lorbeerblatt wünschen wir am Schluß dem Leser noch Ein Blatt und dieß ist — das Oelblatt des Friedens.

Fremde Willkühr.

Eine Skizze aus der Geschichte des Hamburger Theaters.

I. Die Furie.

Es war im Jahre **1810**, als der verdienstvolle Schröder die äußere und innere Regeneration der Hamburger Theater beabsichtigte, um dann zu Ostern **1811** ihre Direction anzutreten. Da gab es nun viel zu ordnen und zu regeln und vor allen Dingen beschäftigte ihn die Anfertigung eines Vorhanges. Kaum hatte er dieß Vorhaben seinem Freund, dem Dr. Meyer mitgetheilt, als dieser ihm hierzu die treffliche Composition seines Freundes Füger in Wien vorschlug. Zu einer Gardine für die Hofbühne hatte Füger diese in dem ihm eigenen großen Styl ausgeführt und die Skizze an den Doctor Meyer nach Hamburg geschickt.

Schröder brannte vor Begierde, solche zu sehen. Kaum war sie in seinen Händen, kaum hatte er einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als er beschloß, auch sie zu dem neuen Bühnenvorhang zu benutzen. Sein Auge glänzte vor Freude, weil die

ganze redende Idee des Künstlers seinen eigenen Grundsätzen von dem Zweck der dramatischen Kunst in Allem entsprach.

Das Gemälde bestand aus neun Figuren. Im Mittelgrunde: die Moral, den Glorie umstrahlten Spiegel in der emporgehobenen Hand, die Jugend unterrichtend. Eine treffliche Gruppe, voll Geist und Ausdruck, besonders die drei Kinder, die ihren Sittenlehren lauschen. An den Stufen ihrer erhabenen Sella sitzt Thalia, die einen neben ihr stehenden Dichter auf die Lehrerin aufmerksam macht, und indem sie einen Pfeil in eine neben ihr liegende Midaslarve stößt, ihm andeutet, die Thorheiten zu züchtigen. Gegenüber erhebt sich groß und stolz Melpomene, den lohnenden Kranz über das Haupt der Tugend haltend. Hingeworfen zu ihren Füßen lag das Laster, gegen das sie mit der Rechten den strafenden Dolch richtete, indem sie den Fuß auf den Schenkel des Ungeheuers setzt.

Füger hatte das Laster als eine herkulische Figur dargestellt, in der Hand die zischende Schlange und die krampfhaft geballte Linke im vergeblichen Versuch sich aufzurichten, gegen den Boden stämmend.

Nachdem Schröder dieß Alles geprüft, übertrug er die Ausführung dem Professor Matthäi in

Dresden, einem Schüler Fügers, beschränkte ihn aber durch die Vorschrift, die Handlung nicht, wie dieser sie gedacht hatte, in einem Tempel vorgehen zu lassen, auch die Figuren nicht zu coloriren, sondern sie als Statuen (wobei ihm die problematische Gruppe der Niobe vorschwebte) in einem Hain aufzustellen, was denn auch der Hoftheatermaler Jentsch in Dresden sehr gut ausführte. — Die Wirkung des Ganzen büßte offenbar durch die Ausführung des Grau in Grau bei der theatralischen Lampenbeleuchtung ein, dennoch aber überwand der schöne und edele Gedanke dieser Composition, die Zeichnung, Haltung und der Ausdruck der einzelnen Figuren, diesem Mangel — und unter rauschendem Beifall des Publikums sank in dem Zwischenact der ersten Vorstellung unter Schröders Direction der neue Vorhang herab.

Bekanntlich legte Schröder, des Zwanges der französischen Polizei und der Tyrannei des verhaßten Davoust müde, die Leitung des Schauspiels bald nieder, um sie wieder an Herzfeld zurückzugeben. Dieser mußte nun zwei Jahre lang unter großem Verlust der wenig besuchten Bühne, den schweren Kampf mit jenen bösen Geistern durchkämpfen, bis die Wiedergeburt Hamburgs zur

Freiheit, der Stadt und so auch Thaliens Tempel, neue Lust und neues Leben gab.

In diese heillose Zeit fällt nun unsere Geschichte, ein Vorgang mit der Furie. — So nämlich nannten die Franzosen in ihrer Sprache die Figur des Lasters, welche sich zu den Füßen der Muße wandt.

Es sei dahingestellt, ob Matthäi beim Malen des Ausbundes aller Laster — Napoleons Gesicht vorschwebte, oder ob ein sonderbarer Zufall seinen Pinsel zu der nicht zu verkennenden Aehnlichkeit leitete, die dieser Kopf offenbar mit dem des Kaisers der Franzosen hatte. Wahrscheinlich geschah es absichtlich, denn der Künstler war von der bei Füger fast ganz liegenden Stellung der Figur etwas abgewichen, hatte den Oberleib mehr gehoben und besonders das in Fügers Gemälde unterwärts gewandte und dunkel beschattete Gesicht mehr aufwärts gekehrt und der stärkeren Beleuchtung so zugewendet, daß die Züge sichtbar wurden; eine verbissene Wuth blitzte aus dem finstern Auge hervor.

Die Aehnlichkeit war längst vom Parterre aus bemerkt worden, doch wagte man nicht, dieß laut auszusprechen, selbst Franzosen bemerkten sie, aber die Behörden schienen davon keine Notiz zu nehmen.

Eines Abends jedoch, während der Vorstellung, trat ein von einem Polizei-Beamten begleiteter Offizier hinter die Coulissen und begehrte, mit Director Herzfeld zu sprechen. Augenblicklich war solcher zur Stelle und es wurde ihm von dem Offizier angedeutet, daß heute Abend, sobald das Schauspiel geendet sei und das Publikum sich entfernt habe, man die Lampen der Vorbühne brennen lasse und während dessen die Thüren des Hauses verschließe.

Herzfeld versprach natürlich dem Befehl Folge zu leisten ohne sich eigentlich gleich auf der Stelle Rechenschaft geben zu können, was man mit diesem Manöver bezwecken wolle. Er war aber eingedenk der Worte in Maria Stuart:

„Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!“

Der Befehl, daß man die Lampen der Vorbühne brennen lasse, daß man während dieser Zeit die Eingänge versperre, sollte vielleicht die Scene irgend eines Stückes wiederholt werden? — Das Erscheinen der Beiden hinter den Coulissen, die bestimmte Sprache, dieß Alles war zu auffällig, um nicht unter den diesen Abend auf der Bühne beschäftigten Schauspielern und den Theaterarbeitern heimlich besprochen zu werden. Heimlich, wie es sich nicht

anders erwarten ließ, denn es war ja in einer Zeit wo es hieß:

„Worte und Blicke werden abgewogen,
Gedanken selber vor Gericht gestellt.“

Als das Stück beendet, der Vorhang gefallen und das Publikum sich entfernt, wartete Herzfeld der Dinge die da kommen sollten. Man zögerte nicht lange. Der Officier nebst dem Polizei-Beamten erschien und Herzfeld wurde aufgefordert, ihnen zu folgen.

Der Weg ging nun zuerst in die Loge nächst der Bühne zur Rechten, dann in die zur Linken, wo schweigend der Vorhang von unten bis oben betrachtet wurde. Dann stieg man hinab in das Parterre, dicht hinter das Orchester, um auch da Schau zu halten. Hier endlich hefteten die Franzosen den Blick starr und fest auf — das Laster.

Herzfeld befand sich in der peinlichsten Lage; kein lautes Wort, nur unheimlich finstere Blicke. Plötzlich aber wandte sich der Officier gegen den Director. „Oui!“ rief er entrüstet, „il-y-a de ressemblance!“ —

Wie? Wo? — welche Aehnlichkeit! ließ sich Herzfeld vernehmen.

„La furie,“ antwortete der Officier, „avec

l'empereur Napoleon!" Wer hat den Vorhang angegeben, wer hat ihn gemalt? Reden Sie!

Mit Fassung, obgleich nicht ganz ruhig erklärte Herzfeld: die ganze Idee sei schon vor vielen Jahren in Wien zum Vorhang genommen, dieser hier sei blos Nachbildung desselben und in Dresden gemalt. Er berief sich hierbei auf die in Hamburg befindliche Skizze von Füger und erbot sich selbige sogleich auf Verlangen herbeizuschaffen.

Nachdem die Franzosen dieß Alles angehört und das Herbeiholen der Skizze abgelehnt, meinten sie, daß unter solch bewandten Umständen der Director nicht weiter verantwortlich sei. Ehe sie sich entfernten, nahm der Officier das Wort und sprach in gebieterischem Ton: ich mache es Ihnen zur Pflicht, den Kopf sogleich ummalen zu lassen.

Herzfeld, der eine so milde Beendigung des schreckhaften Auftrittes gar nicht erwartet, versprach dieß und ihm fiel so zu sagen ein Stein vom Herzen, als sich die fremden Machthaber entfernt, die hier in Thaliens Tempel eine so strenge Ocular-Inspection in Betreff der Gardine vorgenommen. Noch an selbigem Abend ließ er den Theatermaler Maubert zu sich kommen, um den in Frage stehenden Kopf anders zu gestalten.

Der Theatermaler begann sein Werk; aber, weiß der Himmel, es wollte ihm gar nicht gelingen, denn immer traten unter den Deckfarben — wie der teuflische Dintenfleck an der Wand der Wartburg, unter der Tünche — die frühern Züge wider hervor, so lächerlich verzerrt sie auch durch die Correctur erschienen. Indeß beruhigte sich die französische Polizei dabei, im Stillen aber behielt das Hamburger Publikum seine geheime Freude an dem Bild und so Mancher der früher weniger darauf geachtet, besuchte wegen desselben wenigstens einmal das Theater.

II. Sophie Schröder als Doppelgängerin wider Willen.

Sophie Schröder, jene große dramatische Künstlerin, die Mutter der Schröder-Devrient, sie ist es, die hier im zweiten Theil unserer Skizze die Hauptperson spielt und in eine Situation gerieth, wie sie nur in jenen verhängnißvollen Tagen geschehen konnte, als sich Deutschland noch unter das Joch der Fremdherrschaft beugen mußte.

Sophie Schröder war im Jahr 1813 am Stadttheater zu Hamburg engagirt. Für sie gab es damals nur Eine Stimme der Bewunderung, wie

der Verehrung. Sie war gleichsam die deutsche Vorgängerin der Rachel, denn in ihr wohnte die dämonische Kraft, die Gewalt der Rede, womit sie die Herzen all der Hörer bezwang. Wenn sich zu jener Zeit ihr Ruf noch nicht der großen Popularität erfreute, so lag dieß in dem Umstand: daß zu jener Zeit die Hamburger Theaterdirection keinem Mitgliede der Bühne Urlaub zu Kunstreisen gestattete.

Da zogen im Frühjahr **1813** die Russen unter dem General von T e t t e n b o r n in der alten Hansastadt ein. Man sah einen neuen Völkerfrühling anbrechen, geschmolzen war die Eisdecke, welche sich um die Herzen gelegt, sie thaute auf zu Thränen der Freude. Der wahre Künstler ist begeistert für alles Große. Abstreifung der Fessel, Freiheit des Geistes und der Rede, dieß Alles pochte wie mit eisernem Finger an das hochklopfende Herz der Sophie Schröder. — „Frühling, Frühling! die Feder wird zur Schwinge und jedes Elend eine Seligkeit!" so mochte es wiederhallen in der Seele dieser hochbegabten Künstlerin. Freiheit der Ideen, durch die sich einst Rom und Griechenland aufgeschwungen zu ihrer Größe, sie sollte wiederkehren und in ihren Sonnenschein erblühen die

Kunst. Mit Begeisterung sprach die Schröder von dem russischen Heer, sie war die erste Theilnehmerin des allgemeinen Jubels und ihre Verehrung ging so weit, daß sie eines Abends mit der russischen Kokarde auf der Bühne erschien.

Wie diese Huldigung vom Publikum mit Beifall gekrönt wurde, dieß läßt sich kaum durch Worte beschreiben, denn der Applaus schien kein Ende nehmen zu wollen.

Wie aber in der Welt nur allzubald die Dinge einen andern Umschwung nehmen, so auch hier. Es währte nicht lange, so zogen die Russen ab und abermals rückten die Franzosen unter Davoust in Hamburg ein. Uebermuth, Unterdrückungen, Erpressungen aller Art kehrten wieder, denn der französische Marschall mit der teuflischen Physiognomie war ja General-Gouverneur der drei hanseatischen Departements.

Was die Schröder auf der Bühne gethan, wurde nur zu bald dem Marschall hinterbracht, der bei Anhörung dessen zornig einen seiner weißen mit Goldschnur geränderten Stulphandschuh auf den Tisch warf. — Nur zu bald war die große Künstlerin vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, die von Tag zu Tag sich immer mehr äußerten und

ihr manche Stunde verbitterten. Ihr war aber noch eine Demüthigung aufbewahrt, die sie nicht erwartet. Eines Vormittags, als sie sich im Theater befand, wo man Probe zu dem Stück hielt, welches selbigen Abend gegeben werden sollte, vernahm man im Gange Säbelklirren und in Begleitung zweier Polizei-Beamten erschien ein Ordonanz-Officier, welcher im Namen des Marschalls Davoust der Direction verkünden ließ, daß Frau Sophie Schröder heute Abend unverzüglich mit der dreifarbigen Kokarde auf der Bühne erscheinen und im Weigerungsfalle durch Gensd'armen dazu gezwungen werde.

Das edle Weib traute kaum ihren Sinnen, als sie den Befehl vernahm. Die Aufregung bei diesem Ansinnen erreichte bei ihr den höchsten Grad, sie war der Verzweiflung nahe und beschloß: das Aeußerste zu wagen. Der Befehl des Marschalls aber war gegeben, er mußte befolgt werden. Sophie Schröder war Gattin und Mutter, dieß Gefühl kämpfte mächtig in ihrer Brust. Was konnte nicht Alles geschehen, wenn sie sich widersetzte? Der Kerker war ihr sicher, dieß überlegte sie wohl, sie sah sich hinweggeschleppt von ihrem Mann, von ihrem Kind und — so entschloß sie sich, dem Be-

fehl zu gehorchen. Die Stunde erschien, wo sie sich nach dem Theater verfügte. Jeder Glockenschlag däuchte ihr wie der Ton der Glocke, die dem armen Sünder auf seinem letzten Weg geläutet wird. Es war ihr ein Gang wie zur Schandbühne oder zum Hochgericht. — Im Garderobezimmer kleidete sie sich still an und heftete die dreifarbige Kokarde an die Brust. Ach! sie hätte sich mit der Nadel ihr Herz durchbohren mögen. Die Ouverture rauscht im Orchester dahin, der letzte Ton, der Vorhang rauscht auf. — Alle Sitze und Logen waren mit französischem Militair gefüllt. Die Schröder erschien, erschien mit der dreifarbigen Kokarde. Mit welchem Gefühl der Zerknirschung sie vor die Lampen getreten, dieß fühle jeder empfindsame Leser selbst.

In jenem Moment aber beschloß sie, daß dieses Auftreten unter solchen Umständen das letzte auf der Hamburger Bühne sein sollte, und

„Was ich mir gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen
Ist eine heilige Schuld; — ich will sie zahlen.“

Sie hielt Wort. Schon nach Verlauf weniger Wochen verließ sie das Hamburger Theater. Sie ging nach Prag, wo der damalige Director Liebich, nachdem er von dem Vorfall und dem Entschluß

Kunde erhalten, sich beeilt hatte, sie für diese Bühne zu gewinnen. Von Prag kam Sophie Schröder bekanntlich nach Wien, wo die hinreißende Macht ihres Genies Triumphe feierte, die dastehen im Reich der Kunst wie ein Leuchtthurm am Strand des Meeres, so lange noch eine Welle aus dem Strom der Begeisterung an die Brust eines Sterblichen schlägt.

Friedrich der Große und Gellert in Gohlis.

Folge mir, geneigter Leser, in das freundliche Dörfchen Gohlis bei Leipzig, nach jenem ländlichen Asyl, wo im Jahre 1786 Friedrich Schiller das „Lied an die Freude" schrieb, wo Zollikofer eine Zeit lang dem Stadtleben entfloh, wo die Virtuosin Kirchgeßner die Freuden des Sommers genoß und einst der Dichter Gellert mit dem Satyriker Rabener lustwandelte, weshalb heutigen Tages der Gang, unter den Weiden beim Schlosse vorbei, noch der Poetengang genannt wird.

Unter den Nonnen, welche einst aus dem Kloster Nimbschen bei Grimma nach Torgau entflohen und unter denen sich Katharina von Bora, Luthers nachherige Gemahlin befand, war auch eine Lineta von Gohlis.

Gellert, der bekannte Fabeldichter und Verfasser vieler frommen Lieder, hatte sich im Jahre 1760 dies freundliche Dörfchen zum Sommeraufenthalt

auserkoren, weil er der frischen Luft und der Zerstreuung bedurfte, da sich in letzterer Zeit der Hypochonder seiner immer mehr bemächtigt und die Stubenluft ihn siech gemacht hatte.

Unweit seiner Wohnung, welche ein freundliches Gärtchen begrenzte, befand sich ein Milchgarten, welcher vorzüglich des Abends von Studenten besucht wurde, die hier bei einem Teller Milch und eingebrockter Semmel gar fröhlich und guter Dinge waren. — Plötzlich brach aber manchmal der Gesang ab und das muntere laute Treiben ging in ehrfurchsvolle Stille über, denn Gellert, Professor der Moral an der Universität Leipzig, Christian Fürchtegott Gellert, der hochgeachtete Lehrer war in der Nähe.

Oefters hielten vor der kleinen Wohnung auch reiche Equipagen, Besuch von Fremden, welche die persönliche Bekanntschaft des Dichters wünschten, oder sich einen Hauslehrer von ihm erbaten, denn Candidaten, von Gellert empfohlen, fanden Aufnahme in den vornehmsten Häusern, und selbst von Curland wendete man sich in solcher Angelegenheit an den Herrn Professor Gellert, welcher zu Leipzig auf der Ritterstraße in dem Hause wohnte, welches das „schwarze Bret" genannt wird.

Die Achtung und Ehrfurcht, die ihm von den Bewohnern Leipzigs gezollt wurde, bewies man ihm auch in Gohlis, ja fast in noch höherem Grade, zumal da die Bewohner des Dorfs, wenn sie Sonntags nach Eutritzsch in die Kirche gingen, mehr denn einmal das schöne Lied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" oder: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" gesungen hatten.

Gellert's ländliche Wohnung, unweit der sogenannten „Wasserschenke" gelegen, war die Einfachheit selbst. Wie hätte er auch Aufwand machen können, da er als außerordentlicher Professor nur einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern bezog, welche Summe nicht einmal zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen hingereicht hätten, wenn ihm nicht hier und da noch Unterstützungen zu Theil geworden wären, wozu der damalige Kurfürst, Friedrich Christian, die Hand bot und einer der geliebtesten Schüler Gellert's, der treffliche Graf Moritz von Brühl, ihm nicht eine jährliche Pension von **150** Thalern ohne Nennung seines Namens zukommen ließ.

In diese kleine Wohnung trat eines Tages der Famulus des beliebten Lieder- und Fabeldichters, überbrachte ihm mehrere Briefe, die mit der Post

angelangt, und erzählte zugleich, daß jetzt in Leipzig ein sehr rühriges Leben herrsche, indem der König von Preußen, Friedrich der Große, mit seiner Suite angelangt und in der Katharinenstraße (jetzt Dr. Hillig's Haus) abgestiegen sei. Gestern habe der große Feldherr auf dem Rathhaussaale ein Bataillon Grenadiere aufstellen lassen und selbige gemustert. — Sodann — ließ sich der Famulus weiter vernehmen — habe ich auch den General Kalkreuter gesehen, der mit zugegen war, als unlängst die Prinzen Karl und Heinrich, königl. Hoheiten, dem Herrn Professor einen Besuch abzustatten geruhten.

„Ja! auch hier ist viel Kriegslärm!" ließ sich Gellert mit der schwachen, so wehmüthigen Stimme vernehmen. „Im Schloß befindet sich seit einigen Tagen der Commandant eines Armeecorps und es wimmelt daselbst von Soldaten. — Ist sonst noch Etwas in Leipzig geschehen?"

„Auch Professor Richter hat seine Vorlesungen eingestellt. Das Auditorium ist mit zu einem Magazin benutzt worden. Viele der Studiosen sind nach Hause gewandert; im Convict saßen gestern am Leisniger Tische nur sieben Mann."

„Freilich, wo Mars einkehrt, da ziehen die Musen aus. Der Allmächtige und Gütige möge

uns vor noch Schlimmerem bewahren. Wie ich aber in den Haude und Spener'schen Nachrichten gelesen, scheint es noch nicht, als ob der Friede sobald wiederkehren wolle. Hier, nehme Er das Manuscript mit zu Herrn Wendler, es ist zu den Bremischen Beiträgen."

„Sehr wohl, Herr Professor," entgegnete der Famulus und wollte sich so eben wieder entfernen, als Gellert ihn ersuchte noch zu bleiben, denn durch das Fenster gewahrte er jetzt, daß Lisette nahe, die Tochter der Gärtnerswittwe, welche ihm alle Morgen einen Blumenstrauß zu verehren pflegte.

„Bleibe Er, mein lieber Geisler!" ließ sich Gellert vernehmen. Wahrscheinlich nur aus dem Grunde, da jetzt ein Frauenzimmer in seine Nähe gerieth, denen gegenüber er sich stets mit einer gewissen komischen Scheu benahm.

Heiter und fröhlich trat das Mädchen ein, machte ihren Knix und reichte dem Herrn Professor heut' einen ganz auserlesenen Blumenstrauß.

„Besten Dank, mein Kind! In der That, Du gewährst mir jeden Morgen eine Freude. Gieb mir nur einmal Gelegenheit, daß ich mich bei Dir oder Deiner Mutter abfinden kann."

„Ach, Herr Professor!" ließ sich Lisette leise

vernehmen, „darauf ist's ja nicht abgesehen. Sie sind so lieb, so gut. Früher hatte ich solch großen Respect vor Ihnen, jetzt aber, da geht's, ich bin gar nicht mehr so zaghaft und — ach! wenn nur der Friedrich auch so wäre, aber wer arm ist, der hat keine Courage.“

„Der Friedrich, wer ist denn diese Person?“

„Ach! ein herzensguter Mensch, so arbeitsam, so fleißig. Schon lange trage ich's auf dem Herzen und wollte es Ihnen einmal sagen.“

Bei diesen Worten nahm der Famulus das Buch, worin er gelesen, und trollte sich langsam zur Thür hinaus in den Garten, denn er fühlte, daß er jetzt wohl ein überlästiger Zeuge sei. — Der fromme Gellert gerieth hierbei etwas in Verlegenheit und sorgte, daß die in den Garten führende Thür ja offen stehen bleibe.

Jetzt konnte Lisette frei und ohne Scheu reden; sie erzählte, daß sie den Friedrich beim letzten Pfingstbier in Lützschena habe kennen gelernt, er darauf manchmal nach Gohlis gekommen und seit etlichen Wochen sich beim Gärtner im herrschaftlichen Garten vermiethet habe. — „In den Wochentagen,“ plauderte sie weiter, „konnten wir uns nur selten sehen und da freuten wir uns immer auf

den Sonntag, wo wir auf dem Kirchgang nach Eutritzsch dazu Gelegenheit fanden."

„Ei, ei!" rief Gellert. „Am Tage des Herrn! Na, ich hoffe, doch stets in Ehren und Sittsamkeit. Die Mutter hat doch Kenntniß von der Sache?"

„Ach ja! sie weiß jetzt Alles, denn als sie neulich so krank war, da hat der Friedrich ganze Nächte bei ihr gewacht. Die Mutter ist ihm gut, weil er so fleißig und brav ist. Ach! er ist auch nicht blos, nein, wie er mir vertraut, so hat er sich schon ein Sümmchen gespart, er hat funfzig Thaler in der Lade."

„Das ist brav von ihm. Er hält's zusammen."

„Das wollt' ich meinen. Aber ich kann auch etwas einbrocken; Vater seliger hat mir einige hundert Thaler hinterlassen und dies reicht schon hin, so eine kleine Pachtgärtnerei zu unternehmen."

„Die Mutter willigt also ein, hat nichts dagegen?"

„Ja, nur meint sie, man müsse sich das Ding überlegen und nicht sogleich „was haste was kannste" d'rauf losmachen. Sie meint, so ein Garten in der Stadt sei doch ein ander Ding und dazu bedarf es einer Fürsprache. Sie, Herr Professor, stehen ja in solch großem Estim, wenn Sie ein

Wort einlegen wollten, da wäre die Sache gemacht. — Sehen Sie, so zum Exempel in Bosens Garten oder im Apel'schen, ei, das wäre eine Freude! wir wollten Zeit unsers Lebens dankbar sein und ich wollte Ihnen alle Morgen die schönsten Blumen schicken."

„Nun, was in meinen Kräften steht, ich — helfe ja gern."

„Wie? Sie wollen? Ach! mein guter Herr Professor;" — hier rückte sie ihm so zu sagen auf den Leib; Gellert aber streckte die Hand vor sich und mit dem Worte: Frauenzimmerchen! wehrte er sie ab, denn Lisette wäre in der Freude ihres Herzens jetzt wahrhaftig im Stande gewesen, ihm um den Hals zu fallen oder vielleicht gar einen Kuß aufzudrücken, wenn jetzt nicht der Famulus wiederum eingetreten.

„Also darf der Friedrich zu Ihnen kommen?"

„Ja wohl; soll seine Zeugnisse mitbringen."

„Ach ja! da werden sich der Herr Professor freuen, denn der Friedrich ist gar nicht so ungeschickt. Na, das Attestat sollen Sie sehen, das ihm der Herr von Beust auf Altscherbitz ausgestellt, das ist schön. Unten das Siegel mit dem großen Wappen. Und in Altscherbitz auf der Gärt-

nerei, das will was sagen. Ein Treibhaus mit Ananas und ... ach! ich muß hinweg und dies alles meiner Mutter und auf den Abend meinem Friedrich hinterbringen."

Wie ein Reh schlüpfte sie durch das Gärtchen; sie war heute die Glücklichste im ganzen Dörfchen, welches gegen Abend neue Truppen empfing. — Aus allen Häusern und Gehöften kamen die Bewohner heraus, denn heute rückten außer der Infanterie vom Regiment Bernburg auch noch Ziethen'sche Husaren ein.

Auf dem Schlosse, wo der Commandant lag, herrschte große Rührigkeit. Bald kam eine Ordonnanz, bald ging ein Adjutant; nach der Mühle zu ritt ein Trupp Husaren, die ihre Pferde in die Schwemme führten.

Friedrich und Lisette sahen dies alles aus dem Parterregeschoß der kleinen friedlichen Wohnung mit an. Die schmucken Husaren, der Klang der Trompete, die muthigen Pferde, es lockte Alt und Jung herbei. — Friedrich zeigte große Lust, sich dies alles in der Nähe zu besehen und die Kriegsthaten von Friedrich's siegreicher Armee aus der Helden eigenem Munde zu hören. Wohlweislich warnte aber Lisette, davon abzustehen, indem die

Werber in Lützschena schon ein Auge auf ihn gehabt und er es nur seiner List zu verdanken gehabt, daß er ihnen entgangen.

„Hast Recht, Lisettchen!“ entgegnete ihr Friedrich; „das Kriegshandwerk wäre nicht meine Sache. Da bleibe ich lieber bei meinen Früchten und Blumen.“

„Ja, so denke ich auch. Ach! wenn ich Dich im Kriege wüßte, ich hätte Tag und Nacht keine ruhige Stunde und weinte mir die Augen aus dem Kopfe.“

Unter solchem Gespräch nahte die Stunde des Abschieds. Morgen früh, hieß es, wollen wir zum Herrn Professor gehen. — Friedrich studirte auf die Anrede und wie er dann zu antworten habe. Seine Zeugnisse hielt er schon in Bereitschaft.

Obschon es etwas spät war, so herrschte im Schloß und Schloßhof dennoch reges Leben. Oben saß der Commandant mit mehreren Officieren bei einer wohlbesetzten Tafel, wo gar wacker der Weinflasche zugesprochen wurde. Aber auch unten in den Wirthschaftsstuben ging es fröhlich her, da saßen meistens Unterofficiers und Wachtmeister und um diese herum die Gemeinen.

In den Ton der muntern Rede, in das Klappen

der Bierdeckel, Anstoßen der Weingläser und Sporen=geklirr mischte sich fröhlicher Gesang. Kräftig er=klangen dann mehrere damals beliebte Kriegslieder, die mitten im Felde entstanden und meist Soldaten zum Verfasser hatten. Plötzlich rief ein alter Ser=geant: „Laudon singen:“ und es erklang nun im Chor die Strophe:

Laudon, was ist dein Begehr,
Daß du kommst zu uns hieher:
Willst Du uns hier attakiren
Und uns unsern Marsch tourbiren?
Nein, Laudon, das geht nicht an.
Laudon, wetz' dir man den Schnabel!
Laudon, steck man in den Sabel,
Vater Fritz thut mit uns ziehn.

Als dies Lied zu Ende, kamen noch andere an die Reihe, die zu jener Zeit im Heere beliebt waren, als:

Schwerin, der steht an uns'rer Spitz,
Drum lustig vorwärts hitz, hatz, hitz,
Und wenn die Welt in Stücken fällt,
Der Preuße bleibt man Siegesheld ꝛc. ꝛc.

Kein Wunder, daß diese Fröhlichkeit und der weithinschallende Gesang so Manchen aus dem Dorfe in die Nähe der preußischen Grenadiere lockte; sollte es auch nur sein, um außen an den Fenstern zu horchen. Unter diesen Horchern befand sich anfänglich unser Friedrich, der jetzt beauftragt

wurde, etliche Früchte in den obern Saal zu tragen, wo der preußische Commandant saß. Als er wieder herunter kam, blickte er durch die Thür, wo die Soldaten saßen. Er dachte, du bist ja hier zu Hause, du wirst ein wenig hineingehen und da auf Gesang und Rede lauschen.

Während er im Begriff war, dies zu thun, redete ihn ein Grenadierunterofficier mit den Worten an: „Na! was steht Ihr denn man vor der Thür, kommt mit 'rin!"

Der zutrauliche Ton dieser Worte wirkte: Friedrich ging mit in das Zimmer, wo eben wieder ein Lied angestimmt wurde. — Ha! da machte unser Gärtner Augen, als et die schmucken Soldaten sah, alles so proper und adrett; vorzüglich die Ziethen'schen Husaren in ihren rothen Uniformen und hinten auf dem Rücken ellenlange Zöpfe.

Mitten aus dieser Soldatenschaar trat jetzt der bewußte Unterofficier an Friedrich heran und ersuchte ihn, ein Glas Wein am Tisch mit zu trinken. Dies konnte er nicht ausschlagen, nein, er schätzte es sich vielmehr zu einer großen Ehre und that dies um so eher, als er plötzlich unter den Roth- und Blauröcken einen Bauerssohn aus Gohlis, den langen Graser-Lieb sitzen sah, der sich, wie es

schien, gar nicht wenig darauf einbildete, mit Ziethen'schen Husaren zu zechen und zu plaudern.

Friedrich ergriff das gefüllte Weinglas und nippte gar tapfer, denn der Wein aus dem Schloßkeller war gar nicht so übel, er mundete trefflich.

Der bewußte Unterofficier erzählte lustige Geschichten aus dem Soldatenleben; wie sie überall glänzend aufgenommen würden, wo sie in's Quartier kämen, welche Ehre ihnen überall zu Theil werde und es der größte Stolz sei, unter Vater Fritz zu dienen. Dabei schenkte er den Beiden immer wieder das Glas voll, und als Graser's Christlieb seine Pelzmütze abgenommen, weil ihm der Wein etwas zu Kopfe stieg, nahm der Unterofficier einen in der Nähe liegenden militärischen Hut und drückte gleichsam wie zum Spaße ihm solchen auf das Haupt. Christlieb feixte im ganzen Gesicht, ihm war zu Muthe als hätte man eine Krone auf sein Haupt gesetzt.

Jetzt wollte der Unterofficier man mal auch sehen, wie dem Andern ein solcher Federhut stehe; er griff nach einem solchen und siehe da, auch des Gärtners Haupt wurde mit einem solchen geschmückt. — „Kreuzstern-Element!“ rief der Sohn des Mars, indem er die Flasche ergriff, „wahrhaftig

wie ein paar Kameraden, die schon bei Kesselsdorf mitgeklopft. Auf! nehmt das Glas zur Hand und stoßt mit an: Der König von Preußen soll leben. Hoch!" — Hoch! schrien die Beiden nach und stießen kräftig an. — „Hoch! seine siegreiche Armee. Hoch!"

„So! Die Gimpel sind im Netz," brummte der Unterofficier für sich, indem er seine Brieftasche öffnete und aus derselben ein Blatt Papier hervorzog. — „Da, den Namen eines Mannes, der es mit uns und unserm König hält, den darf man nicht vergessen. Hier, Kamerad! schreibt einmal Euern Namen darunter."

„Ich kann nicht schreiben," rief der Bauerssohn mit etwas schwerer Zunge.

„Nun, so macht drei Kreuze!"

„Dies kann ich thun. — Da!"

„Nun auch Ihr guter Freund!"

Friedrich setzte in dies Anliegen nicht das mindeste Mißtrauen, er vollzog das Begehr und — setzte auch drei Kreuze auf das ihm dargereichte Papier.

„Trefflich!" murmelte der Grenadier mit dem langen Corporalstock. „Aber man muß das Bild des juten Königs nicht nur im Herzen, sondern

auch in der Tasche haben. — Wollt Ihr das Bild des Königs?"

„Ja, ja!" schmunzelten Beide und konnten gar nicht die Großmuth des Herrn Soldaten begreifen. — „Da, nehmt hin!"

Friedrich erschrak, als ihm der Seregant zwei Geldstücke mit dem Bildniß des Königs gab; er dachte an ein Portrait auf Papier gemalt. —

Na! immer zu, nicht genirt. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. — Haha! Angeworben!"

Das letzte Wort verstanden die Bethörten freilich nicht, zumal ihnen jetzt von Wein und Gesang der Kopf ein wenig wirbelig geworden. Sie tranken wohl noch ein Glas und dann brachte sie der Grenadier in ein Zimmer nebenan, wo sie baldigst einschlummerten.

So wurde in jener Zeit das Werbesystem betrieben, und der alte bezopfte Blaurock freute sich in der Stille gar weidlich über seinen Fang, den er gethan.

Als der Morgen durch das Fenster lugte, erwachten Friedrich und Graser-Lieb, die jetzt gar nicht begreifen konnten, wie sie an diesen Ort gekommen. Beide zogen sich an und wollten sich entfernen, aber — die Thür war verschlossen. Das

Rütteln und Toben an der Thür lockte baldigst den langen Unterofficier von gestern Abend herbei, welcher mit einem kräftigen Fluch hereintrat und fragte: was dies für ein Mordspectakel sei.

„Ich will nach Hause!" rief Graser-Lieb trotzig.

„Ah was da, nicht raisonnirt! Arm an Leib! Hand vor..."

„Ich muß nach Hause und will doch 'mal sehen, wer mich zurückhalten will."

„Ich, ich will Dich zurückhalten, Du Matz Du! — Handgeld genommen, unterschrieben! Seid königlich preußische Recruten!"

„Recruten?" schrieen beide laut auf.

„Seid gestern Abend! Habt verteufelt schlecht Gedächtniß."

„Das ist Betrug!" schrie der Bauerbursche; „jetzt geh' ich fort und sage es meinem Vater. Ich Soldat? Nimmermehr! Da wehre ich mich mit Händen und Füßen, eher schlage ich alles..."

Pfiff! hatte er einen Streich mit dem langen Corporalstock. — „Wart, Bursche, ich will Dir lernen raisonniren. Kreuzsacker.... ich fuchtele Euch alle Beide hier durch, wenn nur noch einer muckst. Ist's etwa eine Schande, dem Fritz zu dienen, vor dem alle Welt den Hut zieht? Wart

Bursche! Steh' Du nur unter der Muskete, da will ich Dir den Hahnekamm schon etwas streichen. Ruh' gehalten oder Euch soll ein Kreuzsternschock-Millionen-Hageldonnerw..... Die letzten Sylben verhallten wie ein in der Ferne rollendes Gewitter. Er ging zur Thüre hinaus und drehte den Schlüssel herum.

Welch eine Wendung der Dinge. Christlieb war außer aller Fassung und grinzte jetzt gar ein wenig. Friedrich hingegen war gefaßter, obgleich der Gedanke, Recrut zu sein, ihn fast aller Sinne beraubte. — „Lisette, Lisette!" stöhnte er, „Dein Friedrich Soldat in der königlich preußischen Armee." — Mitten in dieser Verwirrung flammte ein heller Gedanke in ihm auf. Flucht! das war jetzt die Losung. Er konnte von innen das Fenster entriegeln, in Haus und Hof war er bekannt und es war nur so einzurichten, daß die Soldaten von gestern Abend nicht seiner ansichtig wurden.

Rasch gedieh dieser Gedanke zum Entschluß. Er entfloh durch das Fenster. Sein Leidensgefährte ahmte dies nach. Ersterer entkam glücklich; Letzterer wurde jedoch erwischt, weil er zu langsam, so tölpisch und unbeholfen war.

Ungesehen lenkte der Gärtner seine Schritte in das Haus seiner getreuen Lisette, wo er leichenblaß ankam und sich immer scheu umsah ob man ihn nicht verfolge.

„Ach, Du armer Junge!“ rief Lisettens Mutter, als Friedrich in kurzen Worten sein Abenteuer erzählt. Lisette war gefaßter und beschwor ihn sich im Hause zu verbergen.

„Nein, nein!“ rief ängstlich und bekümmert die alte Mutter, „nein, das geht nicht. Wahrscheinlich wird Haussuchung gehalten, und wenn sie Dich finden, bist Deserteur, ach Du meine Güte! mußt Spießruthen laufen oder gar — die Kugel — vor — den Kopf!“

Dies waren Donnerworte. Jetzt erst erkannte man das Mißliche der Lage, und Friedrich verwünschte den Augenblick, wo ihn mehr seine Neugierde als Berufspflicht in die Soldatenstube geführt. Was List und Betrug, hielt er für Gastfreundschaft, er wähnte, es wären alle Menschen so treu und offen gesinnt wie er.

Was war zu thun? er hatte sogar etwas Schriftliches von sich gegeben, er hatte Geld genommen, dies waren unauflösbare Bindemittel, wenn nicht von irgendwo eine rettende Hand ein-

griff. — Wo aber war diese zu finden, welcher Weg war zu betreten, um das nun Unvermeidliche abzuwenden? — Lisette, welche sich ihren Geliebten schon entrissen wähnte, die ihn schon unter der Muskete, auf dem Schlachtfelde, unter den Todten und Blessirten sah, sie bangte jetzt mehr, aber auch in dem verhängnißvollsten aller Augenblicke drang sich ihr der Gedanke zur Rettung ihres Geliebten auf.

„Ja, er oder sonst niemand kann hier helfen. Ich gehe hin zu ihm und Du mußt mitgehen.“

„Zu wem, zum Commandanten?“

„Nein, zum Herrn Professor!“

„Zu Herrn Gellert?“

„Ja!“

„Wie soll denn der helfen, das ist ja ein geistlicher Herr?“

„Eben deshalb! Alle Welt hat vor ihm Respect und vielleicht auch die Soldaten.“

„Nein, Lisette, nein! — Ach! da kommt ein Soldat die Gasse herauf. Lisette, ich geh' mit zum Herrn Professor Gellert; geschwind, schnell, daß mich niemand sieht. Ach! wenn sie mich...“

„Vorwärts!“ rief Lisette, „tempere nicht so lange.“ —

Sie machten sich Beide auf den Weg, die Mutter gab ihren Segen zum besten Gedeihen und blickte ängstlich in die Dorfgasse, um nach dem Soldaten zu sehen. Der Schein trügt, vorzüglich wenn jemand Angst empfindet. Gedachter Soldat war eine alte Bauerfrau mit einem blauen Mantel und übergelegten rothen Kopftuch. — Auf dem Wege nach Gellert's Wohnung machte ihm die Phantasie noch ganz besonders zu schaffen. — In den Birkenruthen, die ein armer Besenbinder auf dem Schiebbock in's Dorf fuhr, sah Friedrich der Bedrängte schon die Spießruthen womit ihn die preußischen Grenadiere kitzeln sollten, und das Kollern einer leeren Biertonne schlug an sein Ohr wie Trommelschlag zum Todtenmarsch.

Mit größter Behutsamkeit nahten sich Beide der Wohnung, welche den Mann barg, der hier als Helfer und Retter erscheinen sollte. Dem armen preußischen Recruten wider Willen pochte das Herz, als wenn er vor einem Kriegsgericht erscheinen sollte, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, wie ein einfacher Magister in den kurzen Kniehosen die rauhen Männer der Muskete mit den langen Bärmützen so zu sagen herumkriegen und ihn vom Gamaschendienst befreien sollte.

Am liebsten hätte Lisette den armen Schelm gleich selbst mit zu Gellert genommen, aber nach ihrer Ansicht hieß dies mit der Thüre in's Haus fallen und es wurde beschlossen erst selbst hineinzugehen und ein gutes Wort einzulegen.

Mit den schönsten Blumen des Gartens in der Hand nahte sie sich dem Parterrezimmer und lugte durch die in den Garten gehende Glasthür, ob der Herr Professor allein sei. Friedrich sollte außen an der Thür warten, da regten sich aber auf einem Gute in der Nähe preußische Soldaten. Mit größter Schnelligkeit ergriff Lisette ihren Zukünftigen, lief mehrere Schritte mit ihm seitwärts in den Garten und versteckte ihn an einen Ort, wo ihn so leicht niemand aufstöberte, — in das Bienenhaus.

Ein schöner Aufenthalt, dachte unser Fritz; doch lieber unter Hummeln oder in einem Wespennest als unter den Soldaten; lieber in einem Bienenstock als unter dem Corporalstock.

Drinnen in der Stube saß Gellert auf einem einfachen Canapee, schon völlig angezogen und angethan mit dem schwarzen Leibrock, was er stets zu thun pflegte, da er nicht selten durch Besuche zu allen Stunden und jeder Tageszeit überrascht wurde.

Er hatte so eben einige Briefe empfangen. Der erste war vom Tonsetzer Emanuel Bach aus Berlin, welcher wiederum etliche Melodieen zu Gellert's geistlichen Liedern verfaßt und nun solche dem Dichter zusendete.

Lisette wollte schon durch die Thür treten; Gellert ergriff aber den zweiten Brief und las ruhig in den Zeilen. — Diese Zuschrift war von seinem Verleger, dem Buchhändler Wendler aus Leipzig, welcher ihm die Anzeige machte, daß eine abermalige Auflage der Fabeln nöthig sei und er ihm in Folge des guten Absatzes und der steten Nachfragen fortan für neueres Manuscipt den Druckbogen mit einem Laubthaler honoriren werde.

Jetzt konnte sich Lisette nicht mehr halten. Sie faßte sich ein Herz und trat in Gellert's Zimmer. Der freundliche seelenvolle Blick des Dichters gab ihr allen Muth wieder, und als sie die Blumen auf den Tisch gestellt, da stammelte sie: „Ach, Herr Professor! ich habe etwas vorzubringen."

„Was ist's, mein Kind? Heraus damit, rede frei und offen."

„Es ist eine Bitte und noch dazu eine recht große."

„Soll mir Vergnügen gewähren, wenn ich sie erfüllen kann."

„Ich war so glücklich, so zufrieden...“

„Nur Gott vor Augen und im Herzen und Du wirst es fortan sein.“

„Ich und mein Friedrich, ach! wir malten uns so hübsch die Zukunft aus und nun...“

„Nun, und jetzt?“

„Verloren! Alles hin!“

„Wie so? Auf welche Art?“

„Ach, mein guter Herr Professor! ich will es nur gestehn, es ist ein Unglück geschehn!“

„Was? hättest Du den Pfad der...“

„Der Unterofficier im Schlosse trägt die Schuld!“

„Entsetzlich!“

„Der Friedrich ist gestern Abend in die Gesellschaft der Soldaten gerathen, da haben sie sehr freundlich gethan, er hat mit ihnen Wein trinken müssen und endlich haben sie ihn angeworben.“

„Also der Friedrich! Hm! — Gott sei Dank!“

„Durch List haben sie ihn dahingebracht. Sie haben ihm einen Hut aufgesetzt. Er hat mit auf das Wohl des Königs getrunken; ach! er hat noch mehr gethan.“

„Nun?“

„Er hat so einen kleinen Zettel unterschrieben, ach! du meine Güte, er hat sogar Handgeld genommen.“

„O weh! ein böser, böser Handel.“

„Aber noch zu helfen.“

„Wird schwer halten mein gutes Kind. Wer soll ihm hier helfen?“

„Sie, mein guter Herr Professor!“

„Ich? — Kind, ich helfe gern, ich diene Jedermann — aber — wo ist denn der Bräutigam?“

„Er ist den Soldaten entwischt.“

„Was? entsprungen?“

„Ja! in aller Frühe hat er sich aus dem Staube gemacht. — Es ist gewiß nun schon ruchbar; sie werden ihn suchen

„Schlimm, sehr schlimm!“

„Ach, jawohl! aber Sie, Herr Gellert, Sie können ja helfen.“

„Ich — auf ... welche Art?“

„Sie machen sich auf und gehen zum Herrn Commandanten.“

„Kind, welch ein Gedanke!“

„Ach! gewiß ein recht guter. — Ein Mann wie Sie, so ein vornehmer gelehrter Herr, wenn der ein Wort spricht, das fällt in die Wage, das zieht.“

„Bedenke: ein General, ein wilder Kriegsmann hier in Feindesland.“

„Ihnen ist er gewiß nicht feind. Wenn er hört, daß Sie die schönen frommen Lieder gedichtet; wenn er hört, daß Sie das schöne Gedicht geschrieben: „Um das Rhinoceros zu sehen" — da steckt er gewiß einen Pflock zurück und läßt meinen guten Friedrich seines Weges gehen."

„Kind, baue nicht auf meine Hülfe, sie ist schwach."

„Nein, nein! Sie dürfen mich nicht verlassen. So oft schon fand ich und die Mutter in Ihren Liedern Beruhigung und Trost; was Sie geschrieben, das werden Sie auch üben im Leben. — Nur frisch an's Werk, ach, es ist so nöthig!"

„Sie hat Recht. — Nächstenliebe! — sie gebietet. Der Commandant, wie ich gehört, soll ein Ehrenmann sein." —

„Ja, das ist er. Helfen Sie, gehen Sie hin, er befindet sich auf dem Schlosse."

„Ja, wo aber steckt denn Dein Bräutigam?"

„Hier im Garten!"

„Was? ein Deserteur in meiner Behausung?"

„Ja, hinterm Bienenstock."

„Kind, welche Unvorsichtigkeit! Wenn sie ihn finden, ich — ein Hehler. Rings herum Soldaten! mein Ruf, meine Ehre, wenn..."

Da blies in der Dorfgasse eine Trompete, ein Signalzeichen zum Füttern oder Pferdeputzen. — Lisette erschrak ganz entsetzlich, sie dachte nicht anders, es sei das Zeichen, den Deserteur einzufangen. Aber auch nicht minder erschrak Friedrich, der unterdessen mit den Bienen gekämpft, die ihn durchaus nicht als Gast leiden wollten. Eben wollte sich so eine Hummel auf seine Nase setzen, als kaum zehn Schritte hinter ihm das Trompetengeschmetter begann. Eilig stürzte er aus seinem Versteck hervor und drang in das Zimmer des guten Gellert, den er bei der Rockklappe festhielt und ihn beschwor, sein Retter zu werden, denn er wähnte es gehe nun an Hals und Kragen.

Der arme Gellert wurde jetzt selbst mit ängstlich, zumal Lisette sich an ihn herandrängte und Miene machte, ihm um den Hals zu fallen. Er verschanzte sich förmlich hinter die große Stuhllehne und gelobte von hier aus: beim Commandanten alles zu versuchen, was zur Befreiung dienen könnte. — Friedrich schwur, zeitlebens dankbar zu sein, in welches Gelöbniß Lisette hoch und feierlich mit einstimmte. Schon jubelten ihre Herzen auf in freudiger Hoffnung, schon griff der gute Gellert nach seinem Hut, als plötzlich unweit von der Thür ein preu-

ßischer Officier erschien. — Friedrich wußte vor Schreck nicht, ob er unter das Bücherbrett kriechen oder wieder hinausstürmen sollte hinter die Bienenkörbe. Gewiß hatte man seine Spur entdeckt, doch ruhig und mit Fassung erwartete Gellert seine Ankunft. Er kam nicht herein, trotzdem, daß er sich außen erkundigte, ob hier das Haus sei, wo der Professor Gellert wohne. — Er machte rechts um und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Noch schnellere Schritte geschahen aber jetzt von Seiten des bedrängten Liebespaares, welches durch den Garten eilte und versprach in einer halben Stunde wieder zu kommen

Unweit von Gellert's Wohnung verbargen sie sich in einem Gehöfte, wo sie sich sicher glaubten, und Friedrich sah sich schon nach einer Leiter um, welche nach dem Heuboden führt.

Während dies geschehen, war auf der Straße von Leipzig ein eleganter Wagen in das Schloß gefahren, in welchem sich drei Personen befanden, die im Schloß abgestiegen. Der Erste von diesen Dreien war Friedrich der Große; ihm zur Seite saß der Marquis d'Argens und auf dem Rücksitz des Königs Adjutant Franz Leopold von Berenhorst, der sich später großen Ruf als taktischer und strategischer Schriftsteller erwarb.

Nicht spurlos war der Vorfall an Gellert's Innerm vorübergegangen. Sein weiches Gemüth war sichtlich ergriffen, er fühlte den Kummer und die Angst des bedrängten Paares; er, der nur Friede und Eintracht wollte, er empfand jetzt doppelt, wohin die Entzweiung der Völker führt und was ein Krieg bedeute. Doch, er war Philosoph. Sinnend, in den Lehnstuhl gesunken, erkannte er, daß Gott gleich Fluthen, Erdbeben und Pest von Zeit zu Zeit einen Eroberer schicke, der da die Völker aufrüttele aus ihrem Schlafe, damit ein jedes sich bewußt werde seiner Kraft. — „Der Krieg," seufzte er, „er führt Kummer und Elend in seinem Gefolge, doch, erhebt er nicht ein hohes Kraftgefühl in jeglicher Brust? Was sich einzeln der Zeit beugte, steht da vereint mit hoher kühner Macht als ein Denkmal für spätere Geschlechter. Zu einem großen Körper reihen sich alle die Glieder, hin nach einem Ziele sammelt sich die That. — Dies junge Paar, man will ihm seine schönsten Träume zerstören, hinwegreißen will man den Bräutigam aus den Armen der Braut; nein, nein! vielleicht kann ich's verhindern. Auf! Gellert; periculum in mora! Gott der Herr erwählt dich hier als schwaches Rüstzeug. Ich gehe — zu einem Feind. Verleih' mir,

Allgütiger, Kraft; gieb Gedeihen und Erfolg meinem schwachen Wort.

Gellert war eben im Begriff, den Hut aufzusetzen, als das Gerassel eines Wagens ihn aufmerksam machte, der daher gerollt kam, und vor seiner Thür hielt.

„Was? ein Wagen? ein preußischer Militair! Hm! zu ungelegener Zeit! — Wenn nur mein Famul..."

Der Fremde stieg aus dem Wagen, indem er kurz und in schnarrendem spitzen Ton zu seinem Begleiter noch die Worte sprach: Il a un trop bon esprit, pour être obligeant aux dépens de la verité. — Gestützt auf einen Krückstock, unterm kleinen dreieckigen Hut große Klebelocken trat er in den Garten, während sein großes blaues Auge mit dem stechenden Blick umherschwebte.

„Irr' ich nicht," rief Gellert, „dies ist ja ... so oft im Bilde ... es ist der König!" — Er öffnete jetzt schnell die Thür.

„Bon jour! Ist Er der Gellert?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Mein Name ist von Bork."

„Höchst erfreulich."

„Obrist vom Regiment Leibinfanterie."

„Wollen der Herr Obrist nicht Platz ergreifen?“ ließ sich Gellert vernehmen, indem er den Großvaterstuhl hinrückte.

Der König that dies, deutete aber gleichzeitig mit dem Krückstock auf den danebenstehenden Stuhl, indem er rief: „Setzen, setzen!“

Gellert folgte seinem Wort, da er wohl merkte, daß der große Kriegsheld unerkannt bleiben wollte.

„Man hat mir,“ sprach der König, indem er eine große Prise schnupfte, „viel Gut's von Euch erzählt. Hab' auch manch frommes Lied von Euch gelesen. Was für Landsmann?“

„Sachse. Aus Hainichen im Erzgebirge.“

„Professor ordinarius?“

„Seit neun Jahren.“

„Wie viel Tractement?“

„Außer dem Gnadengehalt einhundert funfzig Thaler!“

„Par mois?“

„Nein jährlich!“

„Bekommt bei mir ein Reitknecht.“

„Der Weise ist mit wenigem zufrieden. Gab es denn je einen Dichter, der gesegnet mit irdischen Gütern? Ich denk an Roms Plautus, der bei einem Bäcker die Mühle drehte, damit er nicht

verhungere. Ich denke an Dante Alighieri, an den großen Schöpfer der divina comedia, an Michael Cervantes, an Tasso, den unsterblichen Sänger des befreiten Jerusalem. Wie reich bin ich gegen diese und doch, hebt oft nicht ein Gedanke, eine Strophe dieser Geweihten all meine Fabeln auf?"

„Recht so! Seid Philosoph! — Doch jeder wirkt in seiner Art. Nur gut, gleichviel ob Fabel oder Epos. Pfusch' selbst so etwas in der Poesie."

„Freut mich, Herr Obrist! Selten gehen Mars und Minerva Hand in Hand."

„Merci! Doch eins muß ich tadeln."

„Ich hör' die Wahrheit gern."

„Warum schreibt Er deutsch?"

„Einzig und allein aus dem Grunde, weil ich ein Deutscher bin. Man nehme dem Deutschen alles, eins bleibt ihm: Gelehrsamkeit und Musik."

„Ach was! Nichts da mit deutsch. Rauhe Form, wenig Wohlkang, plump. Deutsche Sprache ist eine Last, mit der kein Dichter vorwärts kommt, viel weniger fliegt. Da schau' Er sich den Voltaire an, den Racine, dessen Spracheleganz den Mangel der Poesie verdeckt. Schaut die Oden eines Rousseau, die Fabeln des Lafontaine, die ins Französische über-

setzten Fabeln des Aesop von Marie de France, ja, gehen wir zurück, selbst bis Jean Marot."

„Ich kann nicht umhin," ließ sich Gellert mit der schwachen weichen Stimme vernehmen, „dem Herrn Obrist in manchen dieser Dinge Recht zu geben. So weit ich die französischen Dichter kenne, muß ich mich doch vorzüglich wider Marot erklären. Nur sinnliche Anmuth belebt seine Gedichte, nirgends zeigt er Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunst."

„Aber Voltaire."

„Seine Henriade ist das vorzüglichste französische Gedicht dieser Art. Wohldurchdachter Plan; interessante Charaktere; die Sprache ist rein und edel, obgleich man die poetische Magie vermißt. Doch all seinen Ruhm hat er durch ein schändliches verrufenes Werk: „Pucelle" befleckt."

„Hm! Ihr nehmt die Sach' auch gar zu streng. — Pierre Corneille, Achtung und Verehrung der ganzen Nation."

„Verehrung, wie sie der Franzose zollt. Ruhm und Preis, während der Dichter mit den drückendsten Nahrungssorgen zu kämpfen hatte."

„Lag in der Zeit."

„Und in dem Leichtsinn der französischen Na-

tion. Von den Dedicationen seiner Werke fristete er sich in der Blüthe seiner Jahre sein Leben."

„Wie so?"

„Den Cid widmete er der Herzogin von Aiguillon, die Horatier dem Cardinal Richelieu, den Polyeukt der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, und den Cinna einem freigebigen Finanzpächter. In bitterer Armuth starb er dahin, er, der Sophokles Frankreichs, der am Tag vor seinem Tode umsonst nach einer Fleischsuppe verlangte."

„Da wißt Ihr mehr wie ich. Doch — bei der Sache geblieben. Ich meine, der deutschen Sprache fehlt die Geschmeidigkeit, die Wendung. Französischer Briefstyl ist Muster für ganz Europa. — Nichts da mit deutscher Wissenschaft."

„Ein ungerechter Vorwurf, Herr Obrist. — Leider drängte sich in Sitte und Leben das Fremde aus Westen ein; auch die deutsche Sprache mußte sich seinem Dienst fügen. Der Reiz der Neuheit übte seinen Zauber. Deutschlands altes Unglück ist, daß fast immer die Fremden es haben bevormunden wollen; doch die Schranken, in welche die Sprache gebannt wurde, sie durchbrach der Geist, der ließ sich nicht hemmen, er ging unaufhaltsam vorwärts."

„Da sind die deutschen Gelehrten daran Schuld. Warum nahmen sie sich nicht ihrer Sprache an? — Schlafmützen! Stubenhocker!“

„Wo soll Gedeihen herkommen, wenn von oben herab dem großen Feld Licht und Wärme entzogen wird? Die Fürsten gingen voran, sie huldigten dem neuen Wesen; die Minister und Räthe folgten nach und — was blieb da den untern Schichten übrig? Daher die Nachäffung, des Ungeschmacks lächerlicher Popanz in Leben, Sitte, Kunst und Bildung.“

„Die Sache hat Grund!“ rief der Monarch, indem er eine Prise schnupfte und die drei Finger der rechten Hand an seiner Rockklappe nach gewohnter Weise abstippte.

„Grund,“ ließ sich Gellert weiter vernehmen, „weil sie auf Wahrheit beruht. — Doch es würde anders werden, wenn einer vorangehen wollte, dem da die Macht gegeben, wiederum dem Ausland zu zeigen, daß deutsche Sprache, deutsche Kunst und Wissenschaft die Kraft und die Macht, sich kühn mit all den andern zu messen, ja sich über dieselben zu erheben.“

„Und dieser Eine, der wäre?“

„Der König, dessen Rock Sie tragen und der

sich mit mächtigem Siegesfluge über alle seine Feinde erhebt."

„Dazu gehören Tage, Monden, Jahre."

„Der Augenblick ist ein allmächtiger Gott!"

„Der König kann sterben."

„Aber nicht sein Wort, seine weisen Gesetze. — Ein Wort aus seinem Munde, ein Zug von seiner Hand und aufgesprengt würden die Riegel des Grabes, worein man die deutsche Sprache gesenkt. Gleichwie man feiert am Pfingstfest die Ausgießung des heiligen Geistes, so auch würde man feiern in allen deutschen Gauen den auferwachten und neubelebten Geist der deutschen Sprache."

„Auch der Poesie?"

„Ja sie, auch sie würde wieder eingehen zu ihrer Herrlichkeit, sie, welche jetzt auf dornenvollem Leidenswege die Atome zu ihrer Macht und Größe gesammelt."

„Bis jetzt sah ich noch wenig von den Keimen."

„Singt Ramler nicht zum Ruhm und Preis seines Königs? Schickt Gleim nicht seine Kriegslieder in die Welt?"

„Auf dem Papier, tönen aber nicht in der Armee; sind nicht für's Volk; keine Begeisterung, langweilig, weitschweifig."

„Wo Wille und Kraft, folgt das Gedeihen nach. Ich meine doch, wenn man die Erstern verschmäht, den Klopstock müsse man ehren und schätzen, den Sänger der Messiade. Klopstock's Größe ist nicht zu verkennen, denn wahrlich, es gehörte ein wahrhaft großer Dichtermuth dazu, das heilige Mysterium des Erlösungswerks zum Gegenstande eines Epos zu erkiesen, und daß der Plan solch eines Werkes in einem Jünglinge, in einem Gymnasiasten erwachte, der zur würdigen Ausführung noch bei weitem nicht reif sein konnte, ist eine so wunderbare Erscheinung, daß vielleicht nur ein minder aufgeklärtes Zeitalter, eine größere Publicität dieser Thatsache dazu gehört hätten, um den Sänger der Messiade in den Augen der Nation zu einem zweiten Johannes und sein Gedicht zu dem Range einer neuen Offenbarung zu erheben."

„Ihr sprecht sehr schön und eindringlich. Hab' auch in diesem Dichterwerk herumgeblättert, so weit es vorliegt. Non, non! Die freigeborene Muse leistet zwar in vielen Fällen der Religion gute Dienste, würde ihr aber doch gefährlich werden, wenn sie immer in diesen Kreis gebannt würde. Statt das Christenthum in seiner reinen Geistigkeit zu verherrlichen, würde sie es leicht umschaffen und

den Glauben des Herzens an das Unbegreifliche in eine Religion der Phantasie verwandeln.“

„Verzeiht, Herr Obrist, wir kommen da etwas tief hinein. Ich halte es für eine heilige Pflicht, daß Derjenige, dem der Geist der Dichtkunst inne wohnt, zur Verherrlichung Gottes sein Saitenspiel rühre. Dies empfindet auch Klopstock, seine Oden sind das Erhabenste und Rührendste, was ich kenne.“

„Ich höre gern ein geistlich Lied, doch suche ich tiefern Kern. — Was ich an Euch deutschen Dichtern und Schriftstellern vermisse, das ist der Humor, der Witz. Da rühmt man den Rabener als Satyriker. Hm! ich finde wenig Witz und Satyre in seinen Scripturen.“

„Und doch sind mehrere davon ins Französische und Holländische übersetzt worden.“

„Unter den Blinden ist der einäugige König. Da schaut den Witz der Franzosen. Der Gottsched mag dies wohl auch gemerkt haben, da er sich diesen Zuschnitt gemacht. Witz, Humor! dazu taugt die deutsche Sprache nicht.“

„Der Schwache tändelt, der Starke schafft. Eben das ist der Triumph der deutschen Sprache, daß sie nicht buhlt mit dem Kleinen und Geringen.

Ja Deutschland, das einen Guttenberg und einen Luther geboren, es hat die höchste Macht und Kraft in seiner Sprache. Wessen Land rühmt sich solcher Erfindungen, solcher Gelehrten? Sans-Souci, das Tusculum des gekrönten Philosophen, es barg in seinen Palästen französische Gelehrte, die eine Pension von 20,000 Livres und den Orden pour le mérite empfingen, während große deutsche Gelehrte an einer Brodrinde nagten. Wie, keine Gelehrsamkeit, kein Streben? — Nur einen Blick auf unser kleines bescheidenes Leipzig, wo Männer wie Gottsched, Weiße, Ernesti, Morus, Zacharias Platner, Hommel und Andere gelehrt und noch lehren. — Auf Klopstock's und Lessing's Fittigen hat der deutsche Genius einen Flug gewagt, dem wir mit Stolz nachblicken, überall regt sich's, und wenn der König, der sich so huldreich eines Voltaire und Maupertuis annahm, wenn jener geistreiche Monarch deutscher Wissenschaft Schutz und Schirm gewährte, dann würde aufsteigen aus der Verborgenheit eine geistige Macht, die da aufrufen würde alle Völker der Erde zu Kampf und Vernichtung."

„Hm! Ihr seid ein guter Advocat für die deutsche Muse. Recht so, liebe den Freimuth,

wenn er Gründe hat. Könnt vielleicht mit solchen Worten gar den König bekehren, der Euch heut' bei Tische sehen will."

„Eu'r Majestät!"

„Ei was, bin der Obrist York! stets zu Euerm Dienst!"

„Ein Dienst?" lispelte Gellert, der hier an seine Leutchen dachte. „Herr Obrist, ich hätte eiue Bitte."

„Sie sei gewährt. — Was ist's?"

„Ein junger Mann, der hier der Gärtnerei beflissen, Bräutigam und die Stütze einer hilflosen Wittwe, ist gestern Abend von den Soldaten im Schloß als Recrut angeworben worden. Es ist dadurch viel Kümmerniß in's Haus gekommen. Ein Wort von Ihnen, Herr Obrist, könnte all das Trübsal lösen, wenn ..."

„Wie heißt er?" rief der König, indem er seine Brieftasche hervorzog!

„Friedrich!"

„Familienname?"

„Ja, der Familienname ... ist — mir nicht bekannt."

„Nichts zur Sache." — Der König schrieb etwas auf ein Blatt und rief dann mit gnädigem

Blick: „Da, vorzeigen, beim Commandant. — Adieu! Seid ein braver, wackerer Mann. Heut' beim König, da wollen wir noch so manches Wörtchen mit einander reden. A revoir!"

Gellert gab dem hohen Gast, der incognito erschienen, das Geleit bis an die Gartenthür und ging dann langsam in sein Zimmer zurück. Hier blieb er einige Augenblicke still stehen und blickte auf den Stuhl worauf der König gesessen. „War es ein Traum? Der König Friedrich, der Ruhmreiche, hier in meiner Nähe? Gellert, hast Du nicht zu viel gesprochen? Ich war zu muthig, die Begeisterung riß mich fort, ja, die Begeisterung für eine hohe heilige Sache, deutsche Kunst, deutsche Sprache und Poesie. Es galt dem deutschen Genius."

Jetzt erst besah er das beschriebene Blatt, welches in französischer Sprache abgefaßt und an den Commandanten, Generalmajor von Dieskau, gerichtet war. Während sein Auge mit Ehrfurcht auf der Handschrift des Königs ruhte, erschienen plötzlich Lisette und Friedrich vor der Thür.

„Ein kleiner Zettel! Ja, gewiß das Blatt, das Du gestern ..." Hier konnte sie sich nicht länger halten; sie eilte mit dem Getreuen ihres

Herzens hinein in die Stube, lief auf Gellert zu und rief: „Ach, Herr Professor! mein guter Herr Professor! gewiß, ich irre mich nicht, dies ist das Blatt, welches der Dummhut unterschrieben.“

„Noch nicht, mein Kind! — Respect vor diesen Worten, die hier ein großer Mann mit Bleistift geschrieben. Gegen Vorzeigung dieses erlangt der Recrut seine Freiheit.“

Hastig griff der Angeworbene darnach, um damit auf das Schloß zu eilen. Lisette nahm ihm aber solches ab, da sie befürchtete, daß auf dem Wege dahin ihm dennoch ein Ungemach begegnen könne. — „Nein, ich selbst geh' zum Commandant, ich geb' ihm hier diesen Zettel, der . . . ach! Herr Professor, das ist ja wohl lateinisch oder griechisch, wenn dies nur der Herr Commandant versteht?“

„Sei ohne Sorge. Ein Blick darauf und Du empfängst den Zettel mit den drei Kreuzen zurück.“

„Ja, den muß ich haben; das Handgeld der Soldaten habe ich hier eingesteckt, sie mögen sich ein Frühstück dafür kaufen. O, ich will durchaus nicht feig sein, ich will schon mit dem Herrn Commandanten reden.“

Flüchtigen Fußes eilte sie durch den Garten.

Fritz wollte hinterher laufen, als ihn Gellert ermahnte, nicht das Haus zu verlassen.

„Ach!" rief er in Angst und Bangen, „Lisette auf das Schloß, zu den Soldaten, wenn sie ihr nur nicht etwa auch so einen Hut aufsetzen."

„Keine Furcht, junger Mann; Friedrich's Truppen wissen, was Sitte und Anstand ist."

„Es sind aber Husaren dabei und diesen ist nicht über den Weg zu trauen." — Hierbei sah er ängstlich nach der Thür, der Schweiß stand auf seiner Stirn; es war eine namenlose Unruhe über ihn gekommen, die der gute Gellert dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er nach den schriftlichen Dienstzeugnissen fragte, welche ihm Fritz nebst seinem Lehrbrief einhändigte, da er das alles schon den Abend vorher zu sich gesteckt.

Als Gellert im Begriff war, solche durchzulesen, schrie der gelernte Gärtner und preußische Recrut fast laut auf und rief mit ängstlicher Stimme: „Ach! Herr Magister, schützen Sie mich, da kommt ein Häscher, ein Rathsdiener aus Leipzig." — Fritz, der überall Gespenster sah, wünschte sich jetzt wieder hinter die Bienenstöcke oder in den Bauch der Erde. Der Rathsdiener trat ein, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Professor, über-

brachte selbigem einen Brief von dem Herrn Bürgermeister und — entferne sich dann wieder unter tiefen Bücklingen.

Gellert erbrach die Zuschrift. Freudig glänzte sein Auge, als er die ersten Zeilen gelesen, und er lispelte dann für sich: „Herrlich! so — führt alles — gut ... zu Ende."

Schnellen Blickes prüfte er jetzt die Atteste und wollte seinem Schützling den Inhalt des so eben empfangenen Briefes mittheilen, als plötzlich freudig und fast außer Athem Lisette zur Thür hereingesprungen kam.

„Fritz! ... Herr .. Pro ... fessor, hier, hier ist das Blatt!"

„Ja, das ist's!" schrie Fritz und griff mit beiden Händen darnach.

„Ich lief," begann Lisette weiter, „augenblicklich auf das Schloß. Im Nu war ich die Treppe hinauf und wollte so mir nichts Dir nichts gleich in das große Zimmer, wo ich den Commandanten vermuthete. Da trat mir aber ein wahrer Riese von einem preußischen Grenadier entgegen und schrie: „Wohin?" — „Ich sagte: „Zum Herrn Commandanten." — Hu! da rasselte mich der Mensch an, daß es wirklich zum Erschrecken war, und

meinte: „Ich sollte augenblicklich gehen, woher ich gekommen, es sei doch eine Bettelei.“ Schon setzte ich mich ein wenig in Positur und wollte den Eingang mit Gewalt erstürmen, da öffnete sich die Thür und der Herr Commandant, begleitet von mehreren Officieren, trat heraus. Wie er nach der Treppe schreiten wollte, da stellte ich mich ihm entgegen, machte einen Knix und überreichte ihm das Papier. Als er die Handschrift erblickte, da lüftete er den Hut und warf einen höchst gnädigen Blick auf meine Person. Der alte barsche Grenadier war jetzt wie ein Ohrwürmchen und verwendete kein Auge von dem Herrn General, der jetzt etwas sehr heftig mit einem Officier sprach. Jetzt suchten zwei aus der Suite in ihren Brieftaschen, bis endlich hier der Zettel zum Vorschein kam, der mir ganz artig und ohne alle Umstände in die Hand gegeben wurde. Ich machte wiederum meinen Knix und erhielt vom Herrn Commandanten ein Compliment, als wenn ich ein Edelfräulein oder selbst so ein Officier wäre.“

„So ist es denn mit Gottes Hülfe meiner schwachen Kraft gelungen,“ rief Gellert, „Euch, meine Lieben, von dem Trübsal zu befreien.“

„Ja, tausend, tausend Dank!“

„Nicht mir dankt, Dem da droben. Aber noch ein freudiges Ereigniß. Ich habe gestern an den Herrn Bürgermeister in Leipzig geschrieben, so eben erfolgte Antwort und günstiges Resultat. Er braucht für seinen Garten wiederum einen Gärtner und bietet Euch diese Stelle an. — Da jauchzten die Liebenden laut auf; sie waren am Ziel ihrer Wünsche und unter Freudenthränen küßten sie die Hand des Dichters, der da das Lied geschrieben: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte."

Unter heißen Danksagungen schied das glückliche Paar, welches vor übergroßer Freude heute Essen und Trinken vergaß. Gellert aber speis'te an der Tafel des — alten Fritz, saß zur Rechten des Königs, der sich gar wacker noch mit ihm über Poesie und deutsche Sprache unterhielt und ihn am Schluß le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte.

Das glückliche Pärchen in Gohlis feierte gar bald darauf Hochzeit und zog dann nach Leipzig. Am Trauungstage erhielten Beide ein nettes Geschenk von Gellert, aber auch noch besonders ein Geschenk von dem — langen Graser-Lieb, der den Brautführer machte und durch den bewußten Zettel ebenfalls vom Gamaschendienst befreit worden war.

Die Kartenschlägerin.

Schon war das Abendlauten in der kleinen Stadt Buchheim vorüber, der Stadtmusikus hatte vom Thurm herab mit drei seiner Leute den Choral geblasen und von den Giebeldächern erglänzte matt der Schein der Lichter, bei welchem fleißige Hände ihr Brod erwarben.

Es war tief im Herbst, der Nordwind toste durch die leeren Gassen und die Bürger im Rathskeller unterhielten sich bei einem Kruge Bier von den Ereignissen des Tages, vorzüglich von den Bewegungen in Schleswig-Holstein und den kriegerischen Rüstungen der deutschen Mächte.

In einem kleinen Hause der Vorstadt erglänzte matt ein Lämpchen und daran saßen zwei Mädchen, von welchen die Eine klöppelte und die Andere wacker an einem Kleidchen nähte. Das Stübchen verkündete Armuth, aber trotzdem herrschte im Ganzen eine Reinlichkeit und Sauberkeit, welche den

Inwohnern zur Ehre gereichte und den Beweis gaben, daß die Mädchen an Ordnung gewöhnt waren und sich das kleine häusliche Leben friedfertig zu gestalten wußten.

Beide Mädchen waren Waisen, schon früh hinausgestoßen in die weite Welt. — Caroline, so hieß die Klöpplerin, war eine flinke Arbeiterin und dennoch war der Lohn ihrer Mühe so kärglich, daß nur an das Nöthigste gedacht werden konnte. Ebenso erging es ihrer Freundin, der sanften gemüthlichen Sophie, die ihren Unterhalt durch Nähen erwarb und so zu sagen das „Schneidern" erlernt hatte, von welcher Fertigkeit sie aber nicht immer Gebrauch machen sollte, denn die wenigen Frauenschneider des Städtchens wollten solche „Pfuscherei" wie sie es nannten, nicht dulden. Die Jungfer Sophie Zeunig habe nur das Recht: für Familien „auf der Stube" zu nähen, wo nicht, werde das Handwerk sie einmal aufheben.

Dieß war der Stand der Dinge; doch mit Gottes Hülfe gelang es den beiden armen Mädchen sich immer ehrlich durch die Welt zu schlagen. Wenn sie des Abends ein Paar Torfziegel für den Ofen hatten, wenn nach der Mahlzeit von Kartoffeln vielleicht ein Kaffee mit ein paar Semmeln

konnte erschwungen werden, dann waren ihre höchsten Wünsche erfüllt und ein paar frohe Lieder so recht aus Herzenslust gesungen, setzten dem Ganzen die Krone auf. Ach! die Armen waren da oft vergnügter als die reichen vornehmen Damen auf dem Ball und im Concertsaal.

Jetzt aber eine Gewissensfrage. Wie stand es denn mit dem Herzen? Neunzehn und zwanzig Jahr alt, da will doch die Liebe ihr Recht wie bei Gräfinnen und Klöpplerinnen.

Fragen wir zuerst bei Carolinen an. Ja! sie liebte, wurde wieder geliebt, wahr und innig von ihrem treuen Walther, der einen Monat vorher Unterofficier im Heere geworden und nach einer andern Garnisonsstadt versetzt worden war.

Walther, von seinem vierzehnten Jahre an, ein armer Schreiber bei einem Advokaten, hatte es durch eigenes Studium in der Geometrie so weit gebracht, daß er später mit zum Feldmessen verwendet werden konnte. Caroline die arme Klöpplerin, war gar etwas stolz, wenn man vom Herrn Geometer sprach, doch, was half es ihr, ans Heirathen konnte ja Walther noch nicht denken, es kam die Zeit der Militairpflicht und — Walther mußte dem Kalbfell folgen. Man nahm ihm eine

große Hoffnung, eine reiche Zukunft, nur nicht — seine Liebe.

Unter Thränen hatten die Liebenden Abschied genommen. Werden wir uns wiedersehen? dies war die Frage an jenem Abend, dort, wo der Mond sein bleiches Licht auf die alte Stadtmauer warf und so mancher Seufzer im Casernenhof verhallte.

Und nun Sophie, das brave Mädchen, die sich mit der Nadel durch die Welt schlug? Auch sie hatte ein Herz besessen, ob es ein treues war wurde immer mehr in Zweifel gezogen, denn Bernhard Badlich, der Nadlergesell aus der Burggasse, der nach Amerika gegangen und versprochen, sie nachzuholen, er hatte keine Zeile geschrieben, hatte Nichts von sich hören lassen. Und Sophie hatte ihn doch so sehr geliebt, trug immer noch die blonde Locke von seinem Haupte bei sich und das kleine Gedicht, was er ihr vor seinem Abschied gegeben, es lag wohlverwahrt im Gesangbuch, da, wo das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Wenn Sophie des Abends nach Hause kam, wenn sie entweder bei Stadtschreibers oder bei Accis-Einnehmers gearbeitet oder bei Schulverwalters die Wäsche ausgebessert, dann fragte sie, ob

nicht ein Brief gekommen. Ach! wie viel Fragen, „so viel Stern am Himmel stehen.“

Eines Tages hatte Sophie bei der Wittwe Kunkel nähen müssen, welche draußen vorm Thor einen kleinen Gasthof in Pacht hatte. Ihr Mann war vor einigen Jahren gestorben, ohne ihr gerade das zu hinterlassen, was man Geld nennt. Sonst hatte der Gasthof redlich seine Zinsen getragen, seitdem aber die Eisenbahn unweit der Hauptstraße in's Leben getreten, da war das sonst so rege Leben gewichen. Jetzt kehrten höchstens noch ein paar Handwerksburschen ein, Mittags bei Tische, wo sonst frohe Rede die Mahlzeit würzte, da konnte man jetzt das Summen der Fliegen und das Kauen der Kinnladen vernehmen.

Wittwe Kunkel war trotzdem doch noch oft munter und guter Dinge und lebte der frohen Hoffnung, daß sie noch einmal heirathen werde, daß Einer komme, der sie wiederum zum Altare führe. Kam das Gespräch auf diesen Punkt, auf ihr Lieblingskapitel, dann glich ihr Gesicht dem Kalender, wo die rothen Feiertage stehen und ein Frühling voller Blüthen tauchte auf im Nebelmond ihres Lebens. Ihre Wünsche und Hoffnungen waren hoch gespannt, sie sprach sogar von einem jungen,

hübschen repertirlichen Mann, sie, welche bereits funfzig Jährchen hinter sich.

Als Sophie so bei ihr nähte und die Wittwe auf diesen Punkt das Gespräch geleitet, meinte die Geschwätzige, daß sie sich in dieser Angelegenheit einmal zur Kartenschlägerin, zur alten Rümplern draußen vor dem Johannesthore begeben werde, diese hätte schon so Manchem wahr prophezeit und neulich in der Abenddämmerung habe man sogar Bürgermeisters Lorchen zu ihr ins Haus schlüpfen sehen.

Ha! die Karte schlagen, einen Blick in die Zukunft, dies war, so zu sagen, Wasser auf die Mühle und Sophie konnte es kaum erwarten, bis sie nach Hause kam.

Kaum hatte sie die Schwelle des kleinen Zimmers überschritten, da fiel ihr Blick auf Carolinen, welche mit rothgeweinten Augen vor ihrem Klöppelkissen saß.

„Was ist Dir denn begegnet, was ist geschehen?" rief Sophie theilnehmend. — Caroline schwieg und deutete auf einen Brief, den vor einer Stunde der Briefträger gebracht. — Ein Brief von dem treuen, guten Walther, der ihr meldete, daß sein Regiment Befehl zum Marsch nach Schleswig-Holstein erhalten

habe und er bei Ankunft dieses Briefes sich schon auf dem Marsche befände. — „Gott mit dir! vielgeliebte Caroline!“ schloß er, „der Himmel nehme dich und mich in seinen Schutz. Erhält mir der Allmächtige das Leben, verleiht er uns Sieg in der gerechten Sache, dann eile ich zu Dir und Nichts trenne den Bund unserer Herzen.“

Hörbar klopfte Sophien das Herz, als sie diese Zeilen gelesen. Welche Liebe, welche Treue und sie, noch keine Nachricht von dem Mann, der sich Bernhard Badlich genannt, der über's Weltmeer gewandert und vielleicht jetzt in Boston oder Philadelphia bleierne Knöpfe oder Stecknadeln fertigte.

Wohl dem, der in Stunden des Trübsals einen Freund zur Seite, dem man sich mittheilen kann, der unsere Empfindungen theilt und da tröstet, da Beruhigung gewährt, wo das Gemüth bangt und zagt. Traulich bis gegen Mitternacht saßen die Mädchen noch beisammen an ihrer Arbeit.

„Die Scheere sticht!“ rief plötzlich Sophie, „es wird Arbeit kommen.“ — Sie hob die herabgefallene Scheere auf, um jetzt die Lampe zu putzen, wo sich ein paar große helle „Rüspel“ angesetzt, welche gewöhnlich als Vorbedeutung galten, daß Geld ins Haus komme.

Mit dieser frohen Hoffnung eilten die Mädchen dem Schlummer entgegen. Es währte zwar noch lange, bis Caroline einschlief dachte sie doch immer des Geliebten, der da zu Felde zog. — Warum Unfriede unter den Menschen, seufzte Caroline still für sich. Kummer und Elend genug in dieser Welt und nun noch Krieg, angezettelt von den Fürsten. — O, über die Großen und Mächtigen dieser Erde.

Kaum hatte der Wächter des Morgens die fünfte Stunde abgerufen und da gesungen: „der Tag vertreibt die finstere Nacht, ihr lieben Christen seid munter und wacht," da wurde schon wieder die Lampe angezündet und während sich Caroline an das Klöppelkissen setzte, besorgte Sophie die kleine Wirthschaft. Einige Schälchen Kaffee wollten doch auch genossen sein und bald stand der Kocher in dem Ofen.

Du lieber Himmel! welch ein Kaffee. Sechs bis acht Bohnen, das andere Gerste und Möhren. Milch dazu, dies gab die Kasse nicht her und was den Zucker anbetraf, so waren die Stückchen in der kleinen blechernen Dose nicht größer als Erbsen. Und doch war dies ein Labsal.

Das kleine Zimmer wurde dann in aller Stille gereinigt, ein weißes Tischtuch über die Commode gebreitet und die zwei weißen mit blauen Blümchen versehen Kaffeetassen darauf gestellt.

Gegen acht Uhr erschien das Dienstmädchen der Wittwe Kunkel und brachte Arbeit. Als dies bestellt, verlangte das Mädchen etliche gute Zwirnspitzen zur Ansicht mit dem Bemerken, daß solche wahrscheinlich gekauft würden, denn die Madam sei jetzt ganz auf Putz versessen.

Welche Freude in dem kleinen Stübchen. Arbeit! Arbeit, die Scheere hatte richtig prophezeit. Jetzt gingen die beiden Mädchen noch einmal so munter an ihr Tagewerk und nur von Zeit zu Zeit warf Caroline einen Blick nach der Wand, da unterm Spiegel, denn da hing von gelben Immortellen umgeben, unter Glas und Rahmen eine Silhouette, das Portrait des getreuen Walther.

Mehr als je wurde heute von ihm gesprochen und die Frage gestellt, ob er dereinst, wenn der Feldzug beendigt, sein Versprechen lösen werde. — Ja, wer da in die Zukunft blicken könnte, ließ sich Sophie vernehmen, ach, wir armen Dinger.

„Wenn ich, — hob Caroline an, „nur einmal einen Weg thun könnte, aber — es kostet zwei

Groschen; einen Weg zur alten Susanne Rümpler, damit sie mir die Karte schlüge."

„Wart, Linchen, entgegnete Sophie, wenn ich meine Arbeit forttrage, wenn Geld ins Haus kommt, da spendiren wir zwei Groschen daran und sollen wir sie uns vom Munde abdarben. Ja, zur alten Rümplern, die verstehts, neulich sind sogar Damen in Mänteln und Federhüten bei ihr gewesen. Auch ich muß wissen, ob und wann mir ein Mann bescheert, denn bis zum Andreasabend warte ich nicht und da kann man noch gefoppt werden."

Munter flogen die Stiche unter der Hand, denn die Aussicht auf Arbeit war ein mächtiger Hebel, zumal die Zinngießer Krause neuerdings wieder zwei Kinderkäppchen bestellt.

Am anderen Tag empfing die heirathslustige Wittwe Kunkel die Arbeit, ein neues Kleid mit zwei Falbeln. Sagte auch, daß sie die Spitzen zu einer neuen Haube behalten wolle.

Wer ermißt die Freude der Mädchen. Ach! der Verdienst war so wenig, aber es war ein Jubel, als wenn das Glück eingezogen in vollem Maaße.

Aber nun durfte der Plan nicht länger ruhen, noch heute wollten sie zur Kartenschlägerin gehen, so ganz still und unbemerkt.

Aberglaube der im Volke wurzelt. Ist er aber zu verdammen. Schlichen nicht in Paris die größten Staatsmänner, ja, ging nicht selbst Napoleon zu der im Rufe prophetischer Gabe stehenden Lenormand. Und der Arme, der Unbemittelte, hofft er nicht immer auf Wendung und Verbesserung seiner Lage? Lassen wir ihm die Hoffnung, denn die Hoffnung ist ja so reich, daß sich kein Fürst mit ihr messen kann.

Wallenstein ließ den Astrolog Seni aus den Sternen lesen, wollen wir scheel darein blicken, wenn ein armes schlichtes Mädchen eine alte Frau in den Kaffeesatz blicken, oder sich die Karte schlagen läßt?

Caroline und Sophie machten sich auf den Weg. Es war ihnen zu Muthe, als wenn sie auf das Kriminalamt gehen sollten. Scheu und schüchtern, wie ein armer Familienvater, der einen reichen zu Gevattern bitten will, schlichen sie die alte Stadtmauer entlang.

Da kam ihnen auf einmal die Wittwe Kunkel entgegen. „I, meine gute Jungfer Zeunig!“ rief sie etwas verlegen, „wo soll denn der Weg hingehen?“

Die Mädchen meinten sie hätten gesessen und wollten einen kleinen Spaziergang unternehmen.

„Na! ich will auch so ein bischen Luft schnappen und dann einmal — aber nur so zum Plaisir und, unter uns gesagt — dann einmal zur alten Rümplern gehen, ich will mir einmal die Karte schlagen lassen. — Kommt Beide mit, ich geh' so nicht gern allein hin, denn wenn man mich sieht, Ihr wißt ja, die Leute wollen immer etwas zu reden haben."

Caroline und Sophie stießen sich kichernd mit dem Ellenbogen an nnd ließen sich nicht lange nöthigen. — In zehn Minuten betraten sie das geheimnißvolle Häuschen. Die Wittwe Kunkel pochte an die Thür — es wurde geöffnet und unter etlichen Knixen empfing sie die alte Susanna.

Alle Drei traten in das kleine, von Ofenrauch geschwärzte Zimmer. Als der Besuch eingetreten, schloß die Wahrsagerin die Thür ab und zog die Vorhänge des Fensters zusammen.

Welch Möblement. Ein alter Großvaterstuhl und eine Commode aus der Zeit, wo unsere Großältern ihre Kindheit verlebt. Der alte schwarze Kater, der den Ankommenden entgegengeschnurrt, war gleichsam wie ein Wächter vor der Thür geblieben, doch spielten noch zwei Kätzchen in der Stube herum. Auf dem Kachelofen, dessen Vorderseite

genugsame Spuren übergelaufener Milch trug, stand die Kaffeekanne; im Fenster lag auf dem Krüger-schen Gesangbuch die Brille der Alten, ein soge-nannter Nasenhüpfer und dicht dabei die Schnupf-tabacksdose.

Das ganze Zimmer war jetzt in ein mystisches Dunkel gehüllt. Die Alte ergriff jetzt mit ihren knöchernen Fingern die Brille, setzte solche auf die Nase und holte dann aus der obersten Schublade die Karten heraus.

Die Fragen der Alten waren sehr kurz, denn sie sah es, so zu sagen, Jedem an der Nase an, was er auf dem Herzen habe. Junge und alte Wittwen, welche hier Besuch abstatteten, diese mußten durchaus wieder einen Mann bekommen und bei Mädchen ward in Liebesangelegenheiten nur Tröstliches hervorgesucht. Merkwürdig! daß die Kartenschläger so selten Böses prophezeihen, lauter sonnige Tage.

Nachdem die Karte gemischt und abgehoben war, senkte die Alte ihren Blick hinein, legte den Zeigefinger an die Nase und hub in etwas tiefem Ton an: Heil und Glück! meine Verehrte! Ein großer Gast in Ihrem Hause binnen Jahresfrist eine Freifrau aus fernem Lande mit vieler Dienerschaft.

„Da werd ich wohl Viel einnehmen? rief fröhlich die Wittwe.

Ganz bedeutend.

„Schön! schön! Immer herein in's Haus, daß es zum Brechen wird. — Und die Freifrau, sie zahlt?"

Auf der Stelle, bleibt Niemand Etwas schuldig. Alles hat Respect, Alles krümmt sich vor ihr.

„Und dann, darf ich hoffen?"

Der Bräutigam? kicherte die Alte. — Er bleibt nicht aus, binnen Jahresfrist.

„Der Bräutigam? — Wird er beständig sein?"

Und wie!

„Hat er Vermögen?"

Ein kleines Haus!

„Wird er verträglicher sein? wird er nicht so zanken wie mein Seeliger?",

Aeußerst ruhig! — Ach, Wittwe Kunkel war außer sich vor Freude, sie hätte vor Wollust die alte Rümpler umarmen können, die aber unaufgefordet sich jetzt zu den Mädchen wendete und Carolinen drei Blätter ziehen ließ.

Lächelnd guckte die Alte über die Brille in die Blätter und begann dann ihr Werk: Hier, Mamsellchen, liegt's. Ehe wieder ein Jährchen in's

Land, Glück, Freude, Segen. Grüner Ober, Schellen Neun, Bräutigam wird kehren ein. — Schellen Zehn, rothes Daus, Hochzeitsjubel Freud' im Haus, — Dreimal Grün und... Ei, ei! Mamsellchen, gratulire! gratulire! hier liegt's klar, der Bräutigam, der da kommen wird, es ist — ein Officier.

„Ein Offi..." Ach! die gute Caroline erschrak fast und dachte an ihren Walther. Wittwe Kunkel reichte ihr freudig die Hand und wollte sich in Herzensergießungen ergehen, als Susanne jetzt schnell wieder die Karte mischte und sich geheimnißvoll an Sophie wendete, welche schüchtern abermals drei Blätter ziehen mußte. Abermals legte die Alte die 32 Karten in vier Reihen, faltete erst bedenklich die Stirn und rief dann: Nein! solch Glück. Hauf zu Hauf! wunderbar. Ach, mein gutes Mamsellchen, mir könnte ordentlich bange werden. Ach! Andreas, heiliger Schutzpatron. Herze roth viermal, Nichts wie grün. Ach, da finde ich arme Frau kaum Worte. Ehe ein Jährchen in's Land, sitzt das Brautkränzlein auf dem Haupt. Der Herr Bräutigam muß von hoher Geburt sein, sein Vater seeliger hatte den höchsten Sitz in der Stadt. Der Bruder des Herrn Bräutigams, ach du meine,

Güte, er verthut in einer Stunde 80,000 Thaler. Und die liebe Schwester, sie ist mit einem Herzog verheirathet, der acht Tage nach Ihrer Vermählung zum König ausgerufen wird.

Hier mußte sich Sophie auf den Stuhl setzen, denn die Weissagungen von so hohem Glücke drückten sie fast zu Boden. Ach! die arme Nähmamsell, sie die kaum manchmal Butter auf's Brod, einen Schwager, der in einer Stunde 80,000 Thaler verwichst, einen Schwager, der König wird. Nein! mit der alten Susanne muß es nicht richtig sein. Schon wollte sie aus ihrem Strickbeutel die zwei Groschen herausholen, als die in einem Freudenhimmel schwimmende Wittwe Kunkel den ganzen Rummel bezahlte und der Alten einen Gulden in die Hand drückte.

Alle Drei verließen das Haus, wo Susanne Rümpler Prophetenhandwerk trieb. Es war unterdessen Abend geworden; Wittwe Kunkel, welche die Mädchen auf den andern Tag auf ein Schälchen Kaffee einlud, trennte sich an der Gertrudenbrücke und still, ohne ein Wort zu sprechen, gingen die Mädchen nach ihrer Behausung.

Am kleinen warmen Ofen thaute auch die Sprache auf und Alles wurde noch einmal in

Ueberlegung gezogen. So rückte die zehnte Stunde heran. — Laß uns zu Bett gehen! sprach Caroline, das Oel ist wieder aufgeschlagen, wir müssen damit sparsam sein. Es geschah. Caroline gedachte ihres Walthers, sie schloß ihn in ihr Gebet. Sophie rief den Nadler Badlich ins Gedächtniß. Sollte er in Amerika ein reicher Mann geworden sein, daß die Prophezeihung ... doch, sein Vater war ja Amtsdiener gewesen, mithin nicht der erste Mann der Stadt und sein Bruder 80 Tausend ... der arme Schlucker, er saß jetzt oben in seiner Dachstube und schnitzte Stäbe zu Christbäumen, die er zum Weihnachtsmarkt in Compagnie mit Rosinen- und Pflaumenmännern verkaufen wollte.

Mein Bräuti—gam Offi—cier! — Achtzig Tau... — Der Schlaf, er kam über sie und mit ihm der Traumgott. — Die armen Mädchen, sie träumten von glücklichen, rosigen Tagen. — Werden sich die Träume zur Wahrheit gestalten?

Es nahte der Winter, der sein Flockennetz ausschüttelte, das droben hing in jäher Decemberluft. Es nahte der Weihnachtsabend, wo sie Abends vom Thurm blasen: „Ein Kindlein uns geboren

ward.“ — Caroline und Sophie gingen in die Christmette. — Es nahte der Sylvester=Abend. Hell flimmerten die Sterne hernieder, es schlug des Jahres letzte Stunde, das Neujahr begann, daheim im trauten Stübchen ergriffen sich die Mädchen gegenseitig die Hand, sie wünschten sich Glück zum neuen Jahr. Am andern Morgen gingen sie in die Kirche, sie dachten an ihren Schöpfer und — er gedachte auch ihrer.

Der Winter, welcher sehr streng auftrat und manches Scheitlein Holz verzehrte, auch er verging, es wurde Frühling und die blauen Veilchen sproßten empor.

Da traf es sich, daß Sophie eines Tages zur Frau Stadtrichterin beschieden wurde, um dort etliche Tage zu nähen, denn Tinchen, Stadtrichters Töchterchen, wurde zu Ostern mit confirmirt und da sollte denn ein neues Habit angefertigt werden. Dies zu liefern, dazu ward Mamsell Zeunig ausersehen, denn sie besaß Geschmack und ging wie es hieß — mit der Mode fort.

Hier sah sie gleich am ersten Tage ein junger Mann, der seit zwei Wochen als Actuar im Stadtgericht angestellt war und bei den Honoratioren der Stadt in großem Ansehen stand. Schon vor seiner

Ankunft sprach man mit Begeisterung von dem schönen jungen Manne, der als geistreicher und fleißiger Arbeiter dem Rath ganz besonders vom Präsidenten der Hauptstadt empfohlen worden war. — Viele der Mütter drängten sich in Gesellschaften an ihn heran und dachten: das wäre eine Parthie für deine Mathilde, Jeannette, Louise, Franziska oder wie sie Alle hießen.

Als der Herr Actuar Wandel das schöne, blühende Mädchen sah, welche sich hier mit der Nadel ihr Brod verdiente, da widmete er ihr mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Nur schüchtern blickte einmal Sophie von ihrer Arbeit empor, ihr Blick begegnete dem seinigen und die Allgewalt der Liebe, welche bei ihrem ersten Augenaufschlag die Seelen durchzittert, sie trat hervor mit aller Macht. — Herr Wandel erkundigte sich in der Stille nach dem Mädchen, das größte Lob wurde ihr zu Theil und er beschloß: sie, nur sie allein wird die Meinige.

Auf dem einsamen Wege von Sophiens Wohnung suchte ihr Wandel zu begegnen, er grüßte freundlichst und erröthend dankte die liebliche Sophie, welche für den bis jetzt nur hochgeachteten Mann die glühendste Liebe empfand. Bis jetzt hatte sie

ihrer Freundin Caroline Nichts von alledem vertraut, nun aber mußte sie ihr Alles bekennen, sie ahnte das Glück, und in solchen Momenten da sucht ja das Herz ein gleichgesinntes, um sich auszusprechen, um sich mitzutheilen.

Was der Actuar sich im Stillen gelobt, es sollte zur Wahrheit werden. Er nahte sich Sophien, gestand ihr seine Liebe und hielt allen Ernstes um ihre Hand an.

Das arme Mädchen, es war jetzt so reich, denn eine ganze Welt voll Seeligkeit zog ein in ihre Brust. Sie eröffnete dem theuren Mann, das sie arm, ganz arm sei, wie er ermessen könne und sie vielleicht nicht in die Sphäre passe, in welcher er sich seit langer Zeit bewegt.

O nicht doch! entgegnete ihr Wandel. Ich bin von armen, aber rechtschaffenen Aeltern. Ich habe in meinem Leben oft darben müssen, aber Fleiß und Beharrlichkeit führten mich zu dem, was ich jetzt bin; sie brachten mich auf die Laufbahn, welche noch nicht geschlossen. Wohl wäre es mir ein Leichtes, eine Frau aus den ersten Familien zu wählen, aber nein! ich will eine Lebensgefährtin, die da weiß, was Dürftigkeit ist. Es ist schon gut, wenn eine Frau Geld mitbringt, aber eine

Frau, die durch Sparsamkeit dem Manne Geld zu erhalten weiß, diese ist mehr werth. Und welch frohes Bewußtsein, ein armes braves Mädchen glücklich gemacht zu haben. O, diese Seeligkeit, sie begeistert uns durch das ganze Leben und spornt das Weib an zu steter Liebe und Dankbarkeit. — Sophie, reich mir die Hand zum Bunde.

So vereinigten sich zwei Herzen, die da gestanden in den Stürmen des Lebens. — Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht von der Verlobung durch die Stadt.

Rentamtmanns Julie wurde vor Aerger blau, Vice-Steuer-Einnehmers Kunigunde grasegrün. — Und Caroline, die treue Freundin und Leidensgefährtin, die Mitbewohnerin des kleinen Stübchens, ach! sie weinte Freudenthränen und hing oft Sophien minutenlang am Halse. Aber auch ihr dämmerte ein Schimmer der Hoffnung, Walther hatte geschrieben, man sprach von einem Friedensschluß, vielleicht ein baldiges frohes Wiedersehen.

Wandel und Sophie, die Glücklichsten im Städtchen, sie bereiteten das Nöthige zu ihrer Einrichtung vor. Aber — werden die Leser rufen, wo bleibt denn die Wittwe Kunkel, die ist ja ganz verloren gegangen, will's denn da nicht klappen? —

O, nur Geduld, auch hier ging Susannens Prophezeihung in Erfüllung.

Actuar Wandel, welcher durch seine Energie in den Angelegenheiten der Stadt jetzt der Mann des Tages war, und vor dem Bürgermeister und Stadtrichter die Mütze zogen, wurde plötzlich von der Regierung mit einer Commission betraut, die alle Thätigkeit in Anspruch nahm, denn er mußte jetzt schnell in der Stadt ein Hospital errichten und die Aerzte mit Instruktion versehen. — Die Cholera, welche verheerend das Land durchzog, stattete auch dem Städtchen Buchheim einen Besuch ab.

Ihre erste Niederlassung geschah in einem kleinen Gasthof, den eine Wittwe pachtweise inne hatte. Die Wittwe hieß Kunkel.

Jetzt ging Susannens Deutung in Erfüllung. Große Einkehr. Eine Freifrau aus fernen Landen. Ja die Freifrau von Cholera mit Dienerschaft. Schwindel und Wadenkrampf, zwei Kammerdiener; Dünne, ein Hauslehrer aus Hinterpommern; Binde und Opium, Bediente; Camille, die Kammerjungfer; der Leibjäger Pfeffermünz und der Kutscher Senf. — Ja, jetzt war es im Gasthof zum Brechen, es wurde viel eingenommen, obgleich der hohe und gefürchtete

Gast etliche blau anlaufen ließ, vor Allen zuerst — die Wittwe Kunkel. Ihr Bräutigam war der Tod, er brachte ein kleines Haus mit, das von sieben Bretern und sieben Bretchen.

Durch treffliche Anordnungen von Seiten der Gesundheitspolizei, welche Wandel leitete und alle Kraft widmete, griff die Krankheit nicht weiter um sich, nur ein paar Schnappsbrüder hieß sie noch mitgehen und dann empfahl sie sich für immer.

Auf Regen folgt Sonnenschein. So auch hier. Es begann im Städtchen neue Gewerbthätigkeit, denn die Truppen kehrten zurück. — In Carolinens Auge glänzte die reinste Freude, Walther hatte abermals einen Brief gesendet, ehe jedoch selbiger ankam, hatte schon die ganze Stadt erfahren, daß Walther im Kampf einer der Tapfersten und bei Erstürmung der Düppeler Schanzen einer der Ersten gewesen, der oben Platz ergriffen. Mit Stolz wurde in der Stadt sein Name genannt und wie der Bürgermeister in Erfahrung gebracht, habe man den Unterofficier Walther mit zum Avancement vorgeschlagen.

Mit banger Sehnsucht sah Caroline der Stunde entgegen, wo sie nach langer Trennung des Geliebten ansichtig werden sollte. Welche Veränderung

in dem kleinen Stübchen, wo im Lauf der Jahre so manche Sorge über die Schwelle geschritten, denn nicht mehr war die Zeit fern, wo Sophie aus selbigem scheiden sollte. Immer näher rückte der Tag der Vereinigung, um des höchsten Glückes theilhaftig zu werden.

Auch für Carolinen hatte das Hoffen und Harren ein Ende. Die Truppen kehrten heim und der Stab schon einige Tage zuvor. Eben saß Caroline tiefsinnend in dem reinlichen netten Stübchen vor ihrem Klöppelkissen, da hörte sie das Klirren eines Säbels, die Thür öffnete sich und — Lieutenant Walther trat herein.

Caroline jauchzte laut auf, sie lag in seinen Armen und Freudenthränen liefen herab auf ihre Wangen. Das gute Mädchen, sie sah nicht, zu welchem Rang sich Walther emporgeschwungen, das hohe Gefühl der Liebe, die Freude des Wiedersehens, sie achteten nicht der äußeren Erscheinung, das Herz — es war ihr jetzt Alles, und — ist es denn nicht das Höchste und Heiligste, wenn es so erscheint wie hier, treu und ausdauernd durch alle Stürme des Lebens.

Wenn es im Dasein des Menschen Augenblicke giebt, wo, wie nach einem Gewitter, die Sonne

leuchtend über die Gefilde scheint und durch ihre Strahlen jeglichen Halm erquickt, so war es jetzt hier inmitten der treuen Seelen.

Was man sich früher von Walther und Carolinen nur in der Stille erzählt, es war keine Mähr mehr zu nennen. Am nächsten Tag zeigte sich das treue Pärchen öffentlich und so mancher Hut, so manche Mütze ward gelüftet, als der Herr Lieutenant Walther an der Seite seiner Caroline einherschritt.

Die öffentliche Verlobung geschah an dem Tage, wo Sophie mit dem Herrn Actuar Wandel am Altare die Ringe wechselte. Hunderte füllten die Kirche, manches innige Gebet zum Wohlergehen des Brautpaares drang in der Stille empor zum Vater aller Dinge, zum Ewigen und Gerechten, der da führt die Menschen wunderbar und dessen Auge wacht über den Guten.

In der neuen Wohnung der Neuvermählten wurde die Hochzeit mit allem Glanz gefeiert, denn Wandel hatte sich durch Fleiß und Talent schon ein hübsches Sümmchen erspart. An der Tafel saßen nicht nur Wandel's Schwester und Bruder, die zur Hochzeit gekommen, sondern auch der Lieutenant Walther mit seiner Verlobten.

Als eine allgemeine Fröhlichkeit sich Bahn gebrochen im Kreise der Versammelten, da wurde denn auch des Kartenschlagens gedacht. Der Bräutigam, Sohn eines Mannes, der in der Stadt den höchsten Sitz gehabt. Ein allgemeines Lachen und Bravo. Richtig, reine Wahrheit, denn — rief Wandel — mein Vater war Thürmer.

Die Schwester Wandels mit einem Herzog verheirathet. — Wieder allgemeiner Jubel, denn ihr Mann, der mit anwesend, hieß Herzog und war Inhaber einer Runkelrübenzucker-Fabrik in dem benachbarten Städtchen Wallenbach.

Jetzt aber kam der dritte Casus, Bruder Eduard Wandel, der colossale Verschwender, der in einer Stunde 80,000 Thaler verthan.

Als dies selbiger hörte, wollte er so zu sagen, sich vor Lachen ausschütten. — Allen Respect vor der Kartenschlägerin, hub er an, wenn sie dieses ausgesagt, denn es hat seine Richtigkeit, es ist durchaus keine Lüge. Wie Sie alle wissen, bin ich Cassirer im Münzamt. Da geschah es denn unlängst, daß an Hunderttausende von Cassen-Anweisungen, die man außer Cours gesetzt, verbrannt werden sollten. Man übergab mir 80,000 Thaler, ich bestieg den Dampfwagen, vorn wo der Führer

steht, und heizte somit von Zeit zu Zeit die Locomotive, bis das letzte Cassenbillet verbrannt war, was höchstens eine Stunde Zeit in Anspruch nahm.

Jetzt brach sich eine ungeheure Heiterkeit Bahn, welche bis spät nach Mitternacht währte. — Am andern Tag verließen Wandels Bruder und Schwager das Haus. Letzterer lud die Neuvermählten in acht Tagen zu sich, weil in Wallenbach Vogelschießen. Hier ging denn nun auch das Letzte in Erfüllung: der Herzog wurde zum König ausgerufen, wenn auch nur — zum Vogelkönig.

Allen Respect vor Susanna Rümpler.

Ein alter Schauspieler, ein alter Bettler.

Es mögen wohl fünfundzwanzig Jahre verflossen sein, als in einer großen Stadt im nördlichen Deutschland ein Biedermann im wahren Sinne des Wortes ruhelos auf seinem Krankenlager sich hin und her bewegte. Mehr als einmal nahm er das kleine schwarze Mützchen ab, welches sein in Ehren ergrautes Haar bedeckte. Wir wollen ihn Martin nennen, denn Namen thun ja nichts zur Sache.

Martin, früher Kaufmann und Spediteur, hatte es sich Zeit seines Lebens immer sauer werden lassen; Glück und Unglück waren an ihm vorüber gegangen, und bei alledem wendete er den größten Theil seines durch Fleiß und Rechtlichkeit erworbenen Vermögens auf die Erziehung seiner Kinder, welche sich auf sechs beliefen und bereits alle groß und erwachsen waren. Er gedachte jetzt ihrer, und

als sein innerer Blick auf seinen zweiten Sohn, Namens Carl, fiel, da umzog ein trüber Ernst seine Stirn, es war, als dränge sich ihm eine Thräne in's Auge.

In früher Jugend vermißte er an diesem seinen zweiten Sohne durchaus nicht die Regsamkeit des Geistes, womit es ihm bei gehöriger Ausbildung gewiß nicht schwer gefallen wäre, eine ehrenhafte Stellung in der Welt einzunehmen. Dazu gesellte sich aber später ein gewisser Trotz und der Hang zum Nichtsthun. Des Vaters Strenge, der Mutter bittend Wort traten hier öfters als Vermittler ein, und da nach erlangter Confirmation es Carl's Wille war, sich dem Studium zu widmen, so scheute der Vater weder Gut noch Geld, ihn diesem Ziele entgegen zu führen. Carl kam auf die Schule und später auf die Universität, wo er zwei Jahre lang dem Studium der Rechte oblag oder, besser gesagt, obliegen sollte. Anstatt in's Colleg zu gehen, ging er mit anderen Freunden auf der Promenade spazieren, meist in der damals oft läppischen Studententracht, kurze Schnurenjacke, Lederhosen, Kanonenstiefeln und Reitpeitsche, während hinterdrein große Hunde folgten. Im Theater, so wie in den Conditoreien war er sehr häufig zu treffen, und

vorzüglich waren es in letzteren Orten immer Schauspieler, mit denen er Umgang pflog.

Schon war beinahe das dritte Jahr auf der Universität verflossen, und der Vater des immerwährenden Geldschickens müde, zumal er vernahm, daß sein Herr Sohn mehr in der Kneipe beim Lagerbier als hinter der Studierlampe säße, daß er wieder in einem Duell ein paar „Schmisse" bekommen und mit einer Schauspielerin eine Liebschaft angefangen habe. Da briefliche Ermahnungen von Seiten des Vaters nicht mehr fruchteten, so beschloß solcher, selbst an Ort und Stelle zu reisen, um ein ernstes Wort mit seinem Sohne zu sprechen. — Er setzte seinen Plan in's Werk. Welche Unordnung, als der Vater in's Zimmer trat. Das Bücherbret war leer, und anstatt der Collegienhefte lagen auf dem Tische mehre Romane und Schauspiele aus der Leihbibliothek. Im Kleiderschrank hing ein Staubhemd, weiter nichts, die anderen Kleider waren meist auf das Leihhaus oder zum Pfandjuden gewandert. Der Hauswirth war ungemein freundlich, in der Hoffnung, daß der „Alte" Geld mitbringe, um den großen Pump vom Herrn Sohne zu berichtigen, der jetzt mit zwei Herren zur Thür hereintrat.

Die Begleiter waren keine Studenten. Sie waren fein, wiewohl etwas geckenhaft costümirt, geschniegeltes und gebügeltes Wesen, gebrannte Haare und große Siegelringe an den Fingern. Es waren Schauspieler, Künstler, wie sie sich nannten und im tiefen Baß deklamirten.

Als der Vater mit dem Sohne allein war, wurde dann von Ersterem ein kräftiges Wort gesprochen. Jeder Vorwurf war gerecht, nur nicht in den Augen des Sohnes, welcher mit hundert Gründen zu beweisen suchte, daß in unserer Zeit, wo es Juristen giebt wie der Sand am Meer, in diesem Fache mordwenig zu machen sei.

Als der Vater erklärte in solchem Falle keine Unterstützung mehr gewähren zu wollen schien dies dem Carl sehr gleichgültig zu sein, der meinte: er werde eine Bahn betreten, wo er binnen kurzer Zeit dreifach mehr Gehalt haben werde als so ein Actenmensch, der in der staubigen Amtsstube verkümmern und Gott danken müsse, wenn er seinen Gehalt auf **500** Thaler bringe.

„Ich merke," rief der Vater, „Du willst Schauspieler werden!"

„So ist's," rief Carl trotzig.

„Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Wie man sich bettet, so schläft man!" entgegnete ihm der Vater. „Jetzt findest Du vielleicht bei einer armseligen Bande Engagement, hast auch so viel, daß Du gerade nicht Hunger leidest; aber in Zukunft, wenn die Kraft der Jugend verrauscht, wenn der Herbst des Lebens naht, dann — wie dann? Ein alter Schauspieler, ein alter Bettler!"

„Haha" lachte Carl, „dafür giebt es Hoftheater mit lebenslänglicher Anstellung, da giebt es Pensions-Fonds und von den Tausenden, die jetzt ein Künstler bekommt, da läßt sich etwas zurücklegen."

„Ja! ein Künstler! das heißt ein Künstler im wahren Sinne des Wortes, aber nicht Comödianten; denn diese Art mit dem unsteten Leben, diese denken nie an's Sparen. — Thu' was Du willst, denn Verstand hast Du; — was meine Person anbelangt, so hört alle Unterstützung auf, denn Deine jüngeren Geschwister wollen auch Etwas haben, und die große Summe die an Dich gewendet, das viele, wie es scheint, nutzlos hingeworfene Geld, geht ihnen ab, vorzüglich Deinen Schwestern. Schauspieler! Meinetwegen, es ist ein ehrenwerther Stand, wenn er so repräsentirt wird, wie es die

Kunst verlangt, und Einem die Talente dazu von der Natur gegeben sind. Glaube aber nicht Jeder, daß Verstand und geistige Kraft allein ausreichen. Mancher, der studiert, der zehn Sprachen versteht, der einen leidlichen Vers schreibt, muß hier Einem weichen, der vielleicht kaum schreiben kann, der früher in der Schneiderwerkstatt saß, aber mit einem Darstellungstalent begabt ist, welches Diejenigen überflügelt, denen er in anderen Kenntnissen nicht würdig ist, die Schuhriemen aufzulösen. Und — nimm selbst die großen Schauspieler an, was haben sie erübrigt, wenn sie abtreten von jenen Bretern, welche die Welt bedeuten? Aber ich weiß, das Nichtsthun, das Faulenzen, dies ist Deine Sache. Ein Handwerker in der Kunst wirst Du bleiben, auf den die Welt mit Verachtung sieht. Ich kenne nichts Elenderes als die Halbheit in der Kunst, und ein Schuhflicker ist mir wahrhaftig noch weit lieber als ein schlechter Schauspieler, ein schlechter Maler. Alles in der Welt, nur keine Mittelmäßigkeit in der Kunst. — Du wirst im Stillen mich auslachen, wenn ich aber einmal unter der Erde liege, wenn Du als Comödiant in der Welt herumwanderst, ohne Heimath, ohne einen Vertrauten, denn beim Theater giebt es keinen Freund, dann

wirst Du sagen: Dein alter Vater hatte doch Recht.“

Was man noch weiter für Worte gewechselt, wollen wir hier übergehen. Der junge Brausekopf, der von Ruhm und Gold träumte, machte sich wenig aus der Epistel und dachte bei sich: 's ist doch merkwürdig, wo der Vater all diese dramaturgischen Sätze aufgekapert hat. Man glaubt wirklich den practischen Iffland zu hören.

Der alte biedere Vater bezahlte die Schulden seines Sohnes und schied mit der Bemerkung: daß er im Falle anhaltenden Studiums ihm noch den ausgesetzten Unterhalt pünktlich senden und auch nach Vollendung des Examens sich treulich seiner annehmen wolle. — Der Herr Studio pfiff sich hierbei ein Liedchen und dachte: ich werde doch thun, was ich will.

Er hielt Wort. Nach Verlauf von etlichen Wochen verließ er mit einem engagementlosen Schauspieler die Universität. Der Menschendarsteller, dem es an Reisegeld fehlte, um an ein kleines Hoftheater zu gelangen, versprach, für ihn an jener Bühne das Wort zu nehmen, da er den Vorstand derselben genau kenne. Carl schaffte Geld, dies war der eigentliche Zweck des Comödianten, und so ging

die Reise fort. — Angekommen am Ziele bekümmerte sich der sogenannte Künstler gar nicht mehr um den Musensohn, welcher mit Stolz und Siegesjubel den Seinigen brieflich mitgetheilt, daß er an dem Hoftheater zu X. spielen werde. Nach vielem Bitten wurde ihm vom Direktor dieser Bühne eine Rolle als erster theatralischer Versuch gewährt. Er fiel damit total durch und sah ein, was es heißt, Schauspieler zu sein. Lachen und Verhöhnung folgten nach jedem Abgang. Beschämt schnürte er sein Bündel und ging zu einer reisenden Gesellschaft. Ein Glück, daß er hier angenommen wurde, und zwar für — Bedientenrollen, damit er erst auf dem Theater gehen und stehen lerne. — Welche Täuschung! Er wollte Kaiser und Könige spielen, jetzt mußte er solche anmelden. Sein burschikoses, renommirendes Wesen gewöhnten ihm die sogenannten „alten Schauspieler" bald ab, und die schmale Kost, so wie das Benehmen gewisser Personen, die er früher „Philister" zu nennen beliebte, demüthigten ihn gar sehr. Dies legte sich jedoch; denn nachdem er einmal in einer Rittercomödie eine Rolle so mit Effect losgelassen und dabei seinen ganzen Bierbaß entfaltet, was den Beifall der Gallerie errang, da wuchsen ihm die Schwingen. Unver-

kennbarer Ritterstolz schwellte seine Brust, und als nach Beendigung der Vorstellung er angethan mit seinen Ritterstiefeln in ein Bierhaus ging, da machte er sich gewaltig dick. Jetzt imponirte er auch den anderen Kunstgesellen der Vierbreterbühne und setzte sich bei dem Direktor und seiner Frau Gemahlin besonders dadurch in Gunst, daß er diesem Comödiantenvater die Anhaltungsgesuche zur Gewährung theatralischer Vorstellungen an die Ortsbehörden fertigte. Nebenbei trank er auch schon in den Zwischenpausen der Proben im Rathskeller sein Schnäpschen, ward grob gegen den Theaterschneider, und weigerte sich ganz stark, Episoden, das heißt, kleine Rollen zu spielen.

Unter solchen Verhältnissen vergingen zwei Jahre. War es Trotz oder eine gewisse Scham, daß er noch nicht der große Künstler bei einem Hoftheater mit 3000 Thaler Gehalt, er hielt vom Haus um keine Unterstützung an, obgleich er mit Wäsche und Kleidung nicht zum Besten versehen war. Uhr und Ringe, die er mitgebracht, mußten gar bald als Versatzstücke herhalten, und die guten Hemden von schlesischer Leinwand waren theils dünn geworden, theils von etlichen Collegen, denen er solche geliehen, bei ihrer Abreise aus Versehen mit

eingepackt worden. Ungeachtet so mancher Drangsale im Laufe des Wanderlebens hielt er dennoch beharrlich aus, beschloß aber nun, sich dieser Fesseln zu entledigen und nach einer Anstellung an einem stehenden Theater zu trachten. Eine Vorstellung, wo die Hälfte der Einnahme zu seinem Besten, hatte ihm der Direktor längst versprochen; er drang auf Gewährung derselben. Es geschah. Da es bei solchen Gesellschaften in dergleichen Fällen üblich, daß der Betreffende bei den Theatergängern und angesehenen Einwohnern der Stadt persönlich einladen geht, so geschah dies auch von ihm. An der Seite des Zettelträgers wanderte er Straße auf und ab. Früher wär' ihm ein solch bittend Wort schwer angekommen, jetzt zwang die Noth.

Obgleich die Einnahme nicht den gewünschten Erfolg hatte, so reiste Carl, mit Hinterlassung etlicher Schulden, dennoch ab und begab sich nach dem Süden Deutschlands, wo er von einem Theater zum andern wanderte, bis es ihm gelang, Engagement zu finden.

In diese Zeit fällt nun der Hauptpunkt unserer Geschichte. Wenden wir uns wieder in das väterliche Haus des Wanderschauspielers, zum braven Vater Martin, der durch längere Krankheit schon

mehre Wochen Zimmer und Bett hüten mußte. Sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr; er fühlte, daß er bald von hinnen scheiden werde. Sein treues gutes Weib war schon vor einigen Jahren gestorben, aber noch waren fünf seiner Kinder um ihn, die sich größtentheils schon eine Stellung im bürgerlichen Leben errungen hatten.

Diese seine fünf Kinder versammelte er jetzt um sein Bett. Mit thränenden Augen gesellten sie sich um den geliebten Vater. „Kinder," sprach derselbe „nur kurze Zeit und — ich scheide von Euch. Mein Testament ist niedergeschrieben. Mein baares Vermögen beträgt **6000** Thaler. Es kommt mit" — hier seufzte er — „mit Carl auf Jedes von Euch tausend Thaler. Du, mein Richard, bist Kaufmann, hast ein kleines Geschäft, Du wirst dies Wenige gut zu verwenden wissen. Du, mein Wilhelm und Du, mein Theodor! Ihr habt Beide eine Stellung, die Eure Zukunft sichern wird, denn Ihr seid brav und bieder, auch für Euch Beide ist mir nicht bange. Jetzt zu Dir, geliebte Mathilde. Du bist verheirathet, glücklich verheirathet, auch Dich weiß ich geborgen. Gieb diese tausend Thaler, Dein Erbtheil, Deinem guten Manne, damit er seinen Wirkungskreis erweitere. — Amalie!

meine jüngste Tochter, zwar noch allein stehend, aber auch für Dich ist mir nicht bange. Halte Dich, wenn ich nicht mehr bin, an Richard. So wüßte ich Euch denn Alle, Alle wohl aufgehoben bis — auf Carl. Für diesen ist mir bange, dies ist der Einzige, der einer dunkeln Zukunft entgegengeht. Er hat meine väterlichen Worte nicht beachtet, und ich, ich könnte ihn enterben. Doch, dies sei fern, er ist ja auch mein Sohn. Auch er soll seine tausend Thaler empfangen, doch nicht auf einem Bret. Jetzt, da er noch jung und voll Lebenskraft, da wird es gehen. Es werden aber Zeiten kommen, wo er hier anlangt ohne Engagement, abgerissen und ohne einen Pfennig in der Tasche. In diesem Fall, mein guter Richard, gieb ihm allemal von seinem Erbtheil, was zinslich anzulegen, fünfzig bis sechzig Thaler, damit er, leidlich equipirt, wieder weiter reisen kann. Gieb ihm so lange von der Summe, bis 500 Thaler übrig bleiben. Mit diesem Geld soll ihm der Rest des Lebens gesichert werden, denn — ein alter Schauspieler, ein alter Bettler. Mit diesen fünfhundert Thalern kauft ihn in das Hospital zu St. Johannis, damit er Euch nicht zur Last fällt. Die ganze Summe ihm jetzt zu geben, ist bedenklich.

Unfehlbar machte er damit einen dummen Streich, und diesem — soll vorgebeugt werden zu seinem Besten.

Die Augen all' der Umstehenden füllten sich mit Thränen ob der weisen Vorsicht des Vaters. Keines der Kinder wagte zu widersprechen, denn — Sterbende blicken in die Zukunft.

Nach wenig Minuten sank er in die Kissen zurück, er erhob seine Hand und — segnete die Seinen. Als dies geschehen, als schon der Blick des Auges sich umflorte, streckte er seine Hand gleichsam in die Ferne; — dieser Segen, er galt seinem entfernten Sohne. Dann verschied er sanft und ruhig.

Einige Tage nach der Beerdigung traf Richard Anstalt, den Aufenthaltsort seines Bruders Carl auszukundschaften, um ihm Nachricht vom Tode des Vaters zu geben. Er wendete sich deshalb an die Redaction einer Theaterzeitung, welche erwiederte, daß ihr ein Schauspieler dieses Namens ganz unbekannt sei.

Da langte plötzlich aus einer süddeutschen Stadt ein Brief von Carl an. Er hatte zufällig in der Zeitung den Tod seines Vaters gelesen. Die Zuschrift war kurz, und der Inhalt beschränkte

sich meist auf den Erbschaftsantheil, der sich für seine Person wenigstens auf etliche Tausend Thaler belaufen müsse. Er ersuchte seine Geschwister um baldige Regulirung dieser Angelegenheit und forderte die schleunige Uebersendung des Geldes, denn er wolle damit nun selbst eine Direktion anfangen.

Richard hielt den Brief sinnend in der Hand und sprach für sich: „Ja! verklärter Vater Du hast seinen Sinn erkannt. Nicht ein Jahr in's Land und das Erbtheil wäre dahin. Nein! der Wille des Vaters sei aufrecht erhalten, sein heller, klarer Verstand fügte es wohl.“ — Mit umgehender Post erhielt Carl Nachricht, begleitet von einer gerichtlich vidimirten Abschrift des Testamentes.

Der Empfänger des Briefes stand nach Lesung desselben da wie niedergedonnert und glaubte nicht anders, als seine Geschwister hätten den Vater zu dieser Testamentsklausel vermocht. Alle seine Pläne waren zerstört, er hatte schon unter seinen Collegen sich seiner Erbschaft gerühmt, wollte den Director spielen, und jetzt — zerstört seine schönsten Träume. In höchster Aufregung schrieb er an seinen Bruder zurück, drohte mit Prozeß und endigte mit den Worten! „Was? Mit Hospitalsuppe wollt Ihr einen Künstler zu Tode füttern? Eher jage ich

mir eine Kugel durch den Kopf, und ehe ich zu Euch als Bettler komme, will ich lieber von Theater zu Theater wandern und Collectemachen."

Ruhig und gefaßt las Richard diese Zeilen, welche er seinen Geschwistern mittheilte. — „O, welch' ein Trotz gegen die Vorsehung!" rief er aus, „das Glück ist launenhaft, und nur zu bald wird sich dies hochfahrende Wesen legen. Wir können nicht anders, es ist der letzte Wille des Vaters, eines Vaters, der stets das Beste seiner Kinder gewollt und gar treu für sie gesorgt hat."

Carl gab keine Nachricht mehr von sich. Er ging nach Oesterreich und spielte lange Zeit an der ungarischen Grenze auf einem Provinztheater.

Richard hatte unterdessen geheirathet, war Familienvater geworden und erfreute sich des häuslichen Glückes in vollen Maaßen. — Als er eines Abends mit Weib und Kind beim Thee saß, klopfte es an die Thür. Herein tritt ein Mann, der etwas schüchtern an der Thür stehen bleibt und dann ausruft:

„Richard, kennst Du mich nicht?"

Der Gerufene erhebt sich und erkennt seinen Bruder Carl. Er fliegt ihm in die Arme, er herzt und küßt ihn, er stellt ihn seiner Frau vor, er legt

ihm sein Kind in die Arme, welcher Auftritt dadurch unterbrochen wird, daß ein Kofferträger an die Thür klopft und sich sein Trägerlohn von vier Groschen ausbittet, welche Summe Richard verlegen muß, denn der Künstler aus fernem Land — er hat keinen Pfennig.

Am andern Tag will Carl seine Geschwister besuchen; aber er muß erst einen Rock, ein paar Beinkleider, eine Hut und eine Weste haben. Er dringt auf Herausgabe von zweihundert Thalern; Richard aber, eingedenk des väterlichen Willens, giebt ihm nur sechzig Thaler. Mit dieser Summe begiebt er sich in ein Kleidermagazin. Ein ordentlicher ehrbarer Rock genügt ihm nicht, er muß ein auffallendes, phantastisches Kleidungsstück haben, eine hochrothe Sammetweste dazu, die Beinkleider von heller Farbe, gestreift wie ein Zebra, der weiße Hut von außergewöhnlicher Form. — Jetzt ist er neu equipirt, mithin hat er auch neuen Muth, seine früheren Freunde denken, dies Alles verdankt er einer guten Stellung, dem Ertrag seiner künstlerischen Leistungen. An die Stelle der früheren Leutseligkeit und seines bescheidenen Auftretens tritt Eigendünkel, Aufgeblasenheit und Arroganz. Die Schauspieler in seiner Vaterstadt nennt er elende

Stümper, die „unter der Kanone" spielten. Das Aufschneiden von seinen künstlerischen Leistungen und Triumphen erreicht in Conditoreien und Bierstuben den höchsten Grad. Das Renommée von Uebernehmung eines Theaters, wozu er jetzt seine Erbschaft erhoben, lockt etliche junge Leute, welche sich der Bühne widmen wollen, in seine Nähe. Einige der Unerfahrenen haben einige Thaler Geld, dieser Umstand wird von dem großen Künstler benutzt, indem er den jungen Leuten Anstellung bei seiner Unternehmung verspricht.

Auf diese Art vergehen acht Wochen. Der Wind weht wieder über die Stoppeln, es naht die Zeit, wo wieder die Bühnen eröffnet werden. Mit einem durchreisenden Theaterdirector schloß Carl Engagement ab, die Reise ging jetzt nach dem Norden Deutschlands; kein Bedenken, kein Ueberlegen, dem Freien stand ja die ganze weite Welt offen. Den Tag vor der Abreise drang Carl in seinen Bruder, ihm noch einmal sechzig Thaler von seinem Vermögen zu geben, er brauche dies zur Reise. — „Nein!" entgegnete fest und bestimmt der Bruder. — „Aus welchem Grunde nicht?" — „Weil Dir, wie ich bestimmt weiß, der Director Reisegeld gegeben hat."

Trotzig wendete sich Karl von seinem Bruder. Es beruhte zu Wahrheit, daß er Reisegeld empfangen, dies hatte er jedoch bereits bis auf einen kleinen Theil verthan. Er wendete sich an seinen jüngeren Bruder Theodor, den er in früherer Zeit immer einen „Ladenschwängel" genannt, wenn er, angethan mit einem Studentenmantel, in das Gewölbe kam, wogegen sein Bruder in der blauen Schürze mit der Messingkettel und den erfrorenen Händen freilich bedeutend abstach. Dieser war barmherzig und gab ihm zwanzig Thaler von seinem kleinen Ersparniß.

Carl reiste ab. Es vergingen wohl anderthalb Jahr, ehe die Geschwister etwas von ihm hörten, was sie zu der Meinung veranlaßte, daß sein Glücksstern aufgegangen, und er frei und ledig aller Sorgen sei.

Ein Glücksstern beim Theater! Er tritt nur für Wenige aus den düstern Wolken. Auch unser Wanderschauspieler sonnte sich nicht in seinen Strahlen, obgleich Carl es doch noch treuer und ehrlicher mit der Kunst meinte als Viele seiner Genossen. — „Er wird nicht eher schreiben, bis er Geld braucht!" rief eines Tages Richard, als Schwester Amalie fragte, ob noch keine Nachricht

angelangt. Sein Ausspruch bewährte sich am folgenden Tag, als ein unfrankirter Brief von Carls Hand folgenden Inhalts anlangte:

„Geliebter Bruder!

Ich befinde mich in der schrecklichsten Lage. Unser Director hat Bankerott gemacht und ist über alle Berge. Ich und noch zwei meiner Kollegen suchten das lecke Theaterschiff über den Sturmeswogen zu halten und versuchten mit der Gesellschaft auf Theilung zu spielen. Die Sache ging acht Tage, länger nicht. Wir sitzen hier oben an der Ostsee, kein Mensch borgt uns mehr einen Schilling. Unsere Pässe liegen bei der Behörde, die sie nicht eher ausliefert, bis wir unsere Hauswirthe bezahlt, welche obendrein unsere Koffer mit Beschlag belegt haben. Kälte und Hunger rasen auf mich ein. Sende mir, ich bitte Dich inständigst, umgehend 50—60 Thaler, damit ich von hier nach Hamburg reisen und mir noch etliche Sachen anschaffen kann. Eile, eile und laß nicht im Stich Deinen Bruder Carl."

Ungesäumt erfüllte ihm der Bruder seine Bitte und wünschte ihm endlich einmal einen friedlichen Ruhepunkt, den er auch in Hamburg fand, wo er drei Jahre lang für ein festes Fach engagirt war.

Durch vielfache Beschäftigung und von dem tüchtigen Director auf manchen Fehler und Verirrung in der Kunst aufmerksam gemacht, wurde Carl ein recht wackerer Schauspieler. Nur hing ihm das frühere liederliche Leben der kleinen Bühnen zu sehr an, und Hamburg war nun eben der Ort, wo solch zur Gewohnheit gewordener Schlendrian sich in größerem Maßstabe fortsetzen läßt. Bei einem regelmäßig geordnetem Leben hätte er sich hier schon etwas sparen können, aber wo ist der Schauspieler, der an die Zukunft denkt? Solche Art muß man mit der Laterne suchen. Durch einen Zank mit einigen Collegen, so wie auch veranlaßt durch den Directionswechsel, verließ er Hamburg mit Hinterlassung etlicher Schulden.

An einem mittlern Hoftheater fand er alsbald wieder Anstellung. Ja! aber nicht auf Lebensdauer, wie er früher wähnte. Der Gehalt wurde hier pünktlich und zur Stunde gezahlt. Da kamen aber die Gläubiger von Hamburg und anderwärts, welche ihm die Gage verkümmerten, und sonach machte er wieder Schulden. Die strengen Gesetze an dieser Bühne, der Respect, den er den vom Herzog an die Spitze des Instituts gesetzten Personen leisten sollte, dies behagte dem Brausekopf

nicht. Er entwich bei Nacht und Nebel und verfügte sich nach dem Rhein. Hier machte er den dümmsten Streich, den namentlich ein junger Schauspieler begehen kann — er heirathete. Ihn trieb eigentlich nicht Liebe, nicht die vielen anderen Beweggründe, welche den Menschen im Leben bestimmen, sich einen häuslichen Heerd zu gründen. Nein! Seine Auserwählte war eine Sängerin mit einem Jahresgehalt von tausend Thalern, welche letztere Summe ihm besonders ins Auge stach. Verbunden mit seinem Gehalt hätten Beide ein recht anständiges Leben führen können, aber es war keine Ordnung, keine Eintheilung, denn eine gute Sängerin, eine gute Schauspielerin ist selten eine gute Hausfrau. Nach Verlauf eines halben Jahres liefen Beide wieder aus einander, und die junge Frau ging mit einem fremden Schauspieler durch. Wohin? dies war dem Herrn Gemahl ganz gleich, setzte auch die Theaterwelt sowie die übrigen Leute wenig in Erstaunen, da man weiß, daß man bei der Bühne Ehecontracte eben so schnell löset, wie Contracte mit der Direction.

Da mit Anfang des Sommers die am Rhein gelegenen Theater gewöhnlich die Bude schließen, so befand sich Carl bald wieder auf Reisen. Wo

sollt er hin, da das Geld ausgegangen? — Er hatte ja eine Zuflucht in der Heimath, wo sein Erbtheil lag. Nach manchem Hin- und Herzug langte er in seiner Vaterstadt an. Hier die alte Leier: Geld! Geld!

Es wurde ihm gegeben und der Empfänger machte sich auch bald mit diesem Schatze in die Ferne. Es war ihm in der Heimath nicht wohl zu Muthe. Frühere Freunde und Bekannte hatten sich verheirathet, genossen häusliches Glück und Ansehen bei ihren Mitbürgern. Dies Alles fühlte er jetzt mehr wie je, zumal er die Gewißheit für sich hatte, daß er es in seiner Laufbahn nie zu einer solchen Stellung bringen werde.

Er gelangte zwar wieder an eine große Bühne; Zwietracht und Cabale zwangen ihn jedoch, dieselbe wieder zu verlassen. Zu jener Zeit gab es noch keine Eisenbahnen, wo man billig reisen kann, die Post war immer zu theuer, und so mußte er oft Tage und Wochen lang zu Fuße die staubigen Landstraßen durchmessen.

Schon waren zehn Jahre auf diese Art vergangen. Gute und böse Tage. Mehremal schon hatte er die Heimath besucht und — o prophetischer Geist des längst im Grabe ruhenden Vaters! —

meist immer in Umständen, wo Hülfe von nöthen. Das Hin- und Herwandern, Aerger und Anstrengung bei großen Rollen, der Zug auf luftigen, leichtgebauten Theatern, das oft erforderliche dünne Costüm, das Wechseln der Leidenschaften, o, dies Alles verlangt einen rüstigen Körper und ist fähig, eine kernfeste Gesundheit zu erschüttern.

Ergriffen von einem bösen Fieber lag einst Carl einsam und verlassen auf seinem Lager; keine befreundete Hand reichte ihm Hülfe unter fremden Leuten, in fremden Landen. Arzt und Apotheker verlangten Geld, jede Handreichung mußte bezahlt werden und — keine Spur von dem klingenden Metall. Wo Erlösung und Heil, wo Aussicht und Hoffnung? In der Heimath, in der kleinen Schatzkammer, angelegt von Vaters Hand, die da blieb ein Quell in der Wüste, ein heller Stern in dunkler Leidensnacht.

Der Mensch muß wirken und streben. Hinein ging er wieder in das fluthende Leben, und so vorrauschten Stunden, Tage und Jahre. Wohl dem, der sagen kann: ich habe eine feste Stätte. Kann dies der Schauspieler? Nein! Gleich den Nomaden des Alterthums irrt er umher, heut' schlägt ihn das Schicksal dahin, morgen dorthin.

So auch der Held unserer Geschichte. Ein enttäuschtes Leben, denn wenn der Schauspieler dreißig Jahre alt und noch keinen festen Haltpunkt gewonnen, dann verzichte er auf den geträumten Himmel. Nur in der Fülle männlicher Blüthe und Kraft ist Saat und Ernte, denn die Vorboten des Alters, sie machen keinen Gewinn mehr aus, und von Erinnerungen, wären sie auch noch so groß und schön, von Erinnerungen läßt sich nicht leben.

So auch war schon eine schöne Zeit unserm Carl verflossen. Jugendliche Helden und Liebhaber konnte er nicht mehr spielen, er war schon längst in ein anderes, weniger dankbares Fach übergegangen. — Für einen andern Dienst im Staate wäre er noch kräftig genug gewesen, und sein Bruder Richard schlug ihm dies auch vor. Doch ein Sprichwort sagt: Wer einmal ein Paar Sohlen beim Theater zerlaufen, der geht auch ferner diesen Weg und ist nicht abzubringen von der Bahn, wo im Grunde genommen und bei Lichte besehen keine Rosen blühen.

Richard schlug seinem Bruder vor, irgend eine Stelle anzunehmen, und die damaligen Eröffnungen verschiedener Eisenbahnen hätten Gelegenheit geboten.

Aber da dachte Carl:. hier mußt Du früh um fünf Uhr aufstehen, und er lag doch gern bis zehn Uhr im Bett. Nichtsthun und Müssiggang, treu mit dem Theaterleben verknüpft, Beides hing ihm zu sehr an, obgleich er nur zu sehr fühlte, daß eine Stellung außer der Bühne doch ein ander Ding sei. Viele seiner Universitätsfreunde waren Advokaten, Gerichtsdirectoren oder Aerzte, denen die Welt Ehre und Hochachtung erwies. Er war Schauspieler, eine Person, die der Oeffentlichkeit sebst bei größter Erfüllung der Pflicht in die Hand gegeben. Jeder Laffe, der seine paar Groschen Eintrittspreis bezahlt, hat das Recht, frei und offen seinen Tadel auszusprechen; er kann den Darsteller, wenn er irgend einen Groll auf ihn hat, oder nicht mit seinen Leistungen zufrieden ist, auspochen und auspfeifen. Ein übel gesprochenes Wort über einen Recensenten, ein nicht erfüllter Gruß machen vielleicht, daß er in öffentlichen Blättern heruntergerissen wird, und das, was das Publicum schwarz auf weiß hat, daran glaubt es wie an ein Evangelium.

Noch einmal ging Carl in die Welt, nahm Abschied von seinen Geschwistern, die durch Fleiß und Sparsamkeit sich im Schooß ihrer Familie

Haus und Hof gegründet. Liebliche rothwangige Kinder, die Freude der Aeltern, gaben dem Onkel Carl die Hand zum Abschied. Es war trübes Herbstwetter, als er von hinnen schied, er, der dem Herbst seines Lebens entgegen ging mit — dem letzten Rest seines Erbtheils; denn die 500 Thaler, sie waren unantastbar, des Vaters letzter Wille war dem Bruder Richard heiliges Gesetz.

Carl ging. Der Norden und Süden Deutschlands, die Schweiz hat ihn gesehen. Es gelang ihm, bei großen Bühnen Dach und Fach zu finden. Heute Rausch und Götterlust, morgen Kummer und Trübsal. Heute im Besitz eines dreijährigen Contractes, in vier Wochen auf der Landstraße, wo der Wind durch sein Haar pfiff, das schon anfing, grau zu werden. Früher schwelgte er oft an gefüllten Tafeln, wo der Wein in Strömen floß, jetzt trank er in einer elenden Dorfschenke einen Krug Dünnbier und war oft froh, wenn er eine Portion Butterbrod und Käse hatte, wiewohl ihm das Kauen oft schwer ankam, denn er hatte schon einige Zähne verloren. In Städten, wo große Bühnen vorhanden, suchte er ehemalige Collegen auf, die sich seiner sehr bald zu entledigen suchten und Collekte für ihn veranstalteten. — So war

sein Wirkungskeis jetzt nur auf kleine Wanderbühnen beschränkt, und wenn man ihn auch an einem größeren Stadttheater eine Stelle für untergeordnete Rollen anbot, so schlug er solch Ansinnen, wie er es nannte, aus, denn er wollte wie früher nur große Rollen spielen, und aus diesem Grunde ging er wieder zu solchen Theatern, wo er seine Laufbahn begonnen. — Lassen wir ihn; „wie man sich bettet, so schläft man," hatte ihm einst sein seliger Vater zugerufen.

So spielte er lange Zeit in kleinen Städten, wo man das Theater gewöhnlich auf dem Rathhause oder in einem Gasthofe aufschlug. Er galt hier freilich unter der Kunstbande als ein „alter Schauspieler", und die jüngeren Genossen hatten eine Art Respect vor ihm. Aber welch' Elend. Die Garderobenstücke waren öfters wahre Lumpen, und wenn einmal ein Leineweber oder ein Pantoffelmacher ihrem Spiele Beifall zollte, dann fühlten sie sich höchlich belohnt. In einer Stadt, wo ein Gymnasium, saßen die Schüler auf dem ersten Platz und lachten über den alten Comödianten, der immer alte Väter und verwimmerte Greise spielte. So spöttelten Schüler über Einen, der einmal auf der Universität ein flotter Student gewesen, der

eine „patente" Klinge schlug und auf dem Fechtboden der Erste war Er, der Senior einer Verbindung mit den Kanonen und Lederhosen!

Unter solchen Umständen nahte für den Getäuschten der Tag heran, den andere Bühnenkünstler immer als einen Ehrentag feiern, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Künsterlaufbahn. O wunderbares Geschick! man gab an jenem Tage gerade wie zum Hohn, Holteis: „Lorbeerbaum und Bettelstab."

So lange nicht Hungerjahre oder politische Ereignisse ihren verderblichen Einfluß auf die Kunst ausüben, mag es damit immer gehen. Aber so nahte das Jahr **1847**, wo an vielen Orten Deutschlands der Scheffel Korn **10** bis **12** Thaler kostete. Wer konnte da an Lust und Heiterkeit denken? — Die Schauspieler selbst von größeren Theatern zerstreuten sich in alle Welt, es war eine allgemeine Völkerwanderung, voran im Zuge Elend und Bedrängniß.

Zu jener Zeit sah man den alten Schauspieler in Hamburg, wo er an einer Seiltänzerbude den Secretair, Cassirer und Ausrufer machte. Im Seiltänzercostüm, die eingefallenen Wangen mit Zinober geschminkt, stand er mit vor der Bude und rief:

„Herein, meine Herrschaften! immer herein, es geht gleich los" 2c. — Während der Vorstellung mußte er mit Stühle halten, über welche die Tänzer hinwegsprangen, Gewichte und Gläser zureichen, wobei der Hanswurst ihm nicht selten einen Schlag mit der Peitsche gab und ihn so zum Gelächter der Menge machte.

Eilen wir über jene Tage hinweg, fliehen wir mit dem armen Künstler, bei dem das bessere Gefühl noch nicht erloschen. Er entriß sich diesem schrecklichen Geschäft, er ging wieder auf die Wanderung, wo er einen alten Collegen traf, der sich seiner erbarmte und ihn mit nach dem Rhein nahm. Hier, an einem großen Theater, wurde er für das Fach der zweiten und dritten Väter engagirt und ihm nebenbei noch Verdienst durch Abschreiben von Rollen und Noten versprochen.

Versprochen, ja! — Da aber brach im Februar 1848 in Frankreich die große politische Bewegung aus, welche sich wie ein Sturm durch Deutschland wälzte und mit einem Schlage Handel und Künste zu lähmen begann. — Die Werkstätten der Künstler, die Hallen der Kaufleute, die Theater, sie standen leer, denn man spielte jetzt auf dem Welttheater Comödien, die ganze Völker erschütterten. Mit dem

Glanz der Theaterkerzen verlosch für unsern Schauspieler der letzte Schimmer zur Erhaltung seiner Existenz; mit dem Fallen des Theatervorhangs war sein Bühnenleben getrennt und abgeschlossen. — Mit einem seiner Collegen ergriff er den Wanderstab. Das Reisegeld erschwangen sie sich dadurch, daß sie Abends in den Gasthäusern declamirten, meist politische Gedichte, die sie hier und da von einem Weinreisenden empfingen. Dreißig Meilen von seiner Vaterstadt entfernt, wurde Carl krank und hatte kaum noch so viel Kraft, um an seinen Bruder einen Brief zu schreiben, einen Brief, der die hülflose Lage mit den schrecklichsten Farben schilderte.

Die Geschwister legten eine Summe aus eigenen Mitteln zusammen und nach Verlauf von mehren Wochen kam der Schauspieler in seiner Vaterstadt an, natürlich Abends in der Dunkelheit. Die Stiefeln abgerissen, den abgeschabten Rock bis oben an den Hals zugeknöpft, um den Mangel an Wäsche zu verbergen. Eine wahre Jammergestalt; das Haar ergraut, die Wangen bleich und eingefallen.

Welche Aussicht blieb ihm noch, wo war ein ruhiges Asyl für den Rest eines verfehlten Lebens? — Im Hospital.

Richard erhob die auf Zinsen gegebenen 500 Thaler und traf Anstalt, den letzten Willen des Vaters in's Werk zu setzen, der, ein zweiter Nathan der Weise, dies Alles vor einem Vierteljahrhundert vorausgesehen.

Anfänglich wollte man dem Bittsteller den Eintritt in das Hospital verweigern, weil er erst fünfzig Jahre alt. Als der Director aber in der Person desselben einen lebensmatten Greis sah — in ihm einen Universitätsfreund erkannte, da wurde ihm das Gesuch gewährt.

So wurde er denn unter die Hospitaliten aufgenommen. Abgestreift das Theater mit seinen goldenen Flitterkronen, mit seinen hohlen Tand. Nichts, nichts blieb ihm als die Erinnerung. Als der Inspector ihn empfing, zeigte er ihm zwei Zimmerchen, welche leer geworden waren. — „Hier sind zwei, ich werde Ihnen hier das helle Eckzimmer einräumen mit der hübschen Aussicht, das andere ist etwas finster und liegt nach Mitternacht.“

Als Carl dasselbe betrat und einen Blick aus dem Fenster geworfen, trat er still zurück und sprach: „Herr Inspector! Dank für Ihre Güte, aber nein! — nicht in dies Quartier; geben Sie mir das andere Zimmer, das nach Mitternacht.“

Warum? Die Aussicht aus der ersten Stube führte nach dem Kirchhof. Gar nicht weit davon, zwischen den zwei Pappeln war ein Grab mit weißem Gitter. Unter diesem Hügel an dem Orte, wo für die Ewigkeit gesäet wird, da lag die Hülle seines guten Vaters, der da einst sprach: „Ein alter Schauspieler, ein alter Bettler!“

Die Schweden in Wurzen 1637.

Wenn man mit dem Dampfwagen von Leipzig nach Dresden fährt, so wird einige Minuten auf der ersten Station Wurzen angehalten. Das Innere der Stadt bleibt zwar dem Reisenden verborgen, aber schon von weitem, ehe die Fahrt über die Muldenbrücke geschieht, erblickt man deutlich die zwei Thürme des Domes und die Wenzeslaus-Kirche. Fünf Minuten Aufenthalt, eine kurze Zeit, aber mit dem Buche der Geschichte in der Hand lang genug zu tiefen, ernsten Betrachtungen. Ihr altergrauen Thürme, ihr Zeugen einer schweren, verhängnißvollen Zeit, wenn ihr erzählen könntet von dem, was im Anblick euerer Mauern geschehen! Da gehören mehr denn fünf Minuten dazu, denn das blutige Drama, das sich hier enthüllt, fällt in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, in die allgemeine Verwirrung, deren Grund in der Reformation des 16. Jahrhunderts und in dem

unbestimmten Religionsfrieden zu Augsburg vom Jahre 1555 zu suchen ist.

Von allen deutschen Städten traf das Städtchen Wurzen wohl die größte Pein; es gestaltete sich im Besitz der Schweden gleichsam zu einem heiligen Sebastian, der in Blut und Pfeilen steht, es war gleichsam der Märtyrer, an welchem die Schweden Rache nahmen für so manch' unglücklichen Schlachtausgang.

Bekanntlich hatte Leipzig im Jahre 1631 von Tilly und von 1632 bis 1636 unter dem General Holke Belagerungen aushalten müssen; gegen Anfang des Jahres 1637 aber machten die Schweden unter dem General Banner ernstliche Anstalten und die Stadt würde das Schicksal von Magdeburg getheilt haben, wenn nicht der Commandant von Leipzig, Oberst Adolf von Trandorf, der aus Dresden vom Kurfürsten abgeschickt worden, dem Feinde alle Beharrlichkeit entgegengesetzt, wobei ihm die Leipziger Bürger kräftig unterstützten.

Alle Versuche der Schweden, Leipzig in ihre Gewalt zu bekommen, waren vergebens. Selbst die Ankündigung des allgemeinen Generalsturmes am 23. Januar 1637 konnte die Belagerten nicht zurückschrecken, obgleich der Generalfeldmarschall

Banner durch einen Trommelschläger den Leipzigern sagen ließ: daß man nach Eroberung der Stadt nicht des Kindes im Mutterleibe schonen werde.

Das Resultat ist bekannt. Banner mußte sich zurückziehen, und der Haß seiner Kriegsvölker war zu einer Höhe gediehen, wovon denn bald das Städtlein Wurzen die schrecklichsten Beweise empfangen sollte.

Es war in einer kalten, rauhen Märznacht, als in der Nähe von Wurzen eine rauhe Commandostimme ihr: „Vorwärts!" ertönen ließ. Die Stimme erklang aus der Mitte schwedischer Reiter, welche auf den Ruf denn nicht säumten, ihre Sporen den Pferden in die Weichen zu jagen, daß die Rosse aufschnoben.

„Ich sehe dort Licht!" ließ sich dieselbe Stimme vernehmen. Ein Reiter ritt heran und sprach: „Mein Obrist! es ist das Fährhaus! — Ich irre mich nicht! weiter unten ist die Furth."

„Durchgeritten!" erklang es, und ohne ein Wort zu erwidern, ritt der Troß von der Heerstraße ab. Der helle Hufschlag der Pferde verstummte, denn der Weg ging jetzt über weiche Aecker. Es herrschte in der Reiterschaar tiefe Stille

und nur das Klirren schwerer Waffen unterbrach die nächtliche Ruhe.

Da plätscherte es auf einmal unter den Hufen der Pferde. Sie standen am Muldenstrande. Einzeln und mit Vorsicht ritten sie durch den Fluß und sprengten dann im Trabe nach der Stadt, deren Bewohner im tiefsten Schlummer lagen, denn es war erst Mitternacht vorüber.

Auf dem Markte angekommen, gab der Obristleutnant mit Namen Rauscher von Monschein Befehl, daß man Wachen an die Thore postire und zwar mit der Weisung: Niemand hinaus oder herein zn lassen.

Die Wachen gingen ab. Auf dem Markte wurde es nun lebendig. Aus den Häusern wurde Stroh und Holz geholt, Lebensmittel begehrt und Alles gethan, um für die Nacht auf dem Marktplatze „Bivouak" zu machen.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als hohe Feuer aufloderten, von welchen der scharfe Ostwind die Funken weithin streute. Aengstlich starrten die aufgeschreckten Bewohner hinab und bangten, als sie die Schaaren erblickten, welche eingedrungen waren im Schauer der Nacht wie ein Wehrwolf in die Hürde.

Es waren drei Compagnien Reiter vom Regiment des schwedischen Obrist Lesli, Gestalten, deren Anblick nichts Gutes ahnen ließ. Sie hantierten mit gewichtigen Degen und großkolbigen Pistolen und unter ihrem Lederkoller schlug ein Herz, das nichts von Schonung kannte, denn es hieß: „wir sind jetzo in Feindes Land."

Im ersten Morgengrauen kamen vom Dome her drei Männer, welche sich schon in der Nacht vereinigt hatten, um zu berathen, wie man zu Werke gehen müsse, damit jeglich Unheil von der Stadt abgewendet werde. Es waren diese drei Männer der Bürgermeister Schöffel nebst zwei Rathsherren Paul Marth und Friedrich Reppisch.

Sie hatten beschlossen, sich an den Commandirenden zu wenden. Als Zeichen ihrer Würde nun — Ehre dem Ehre gebührt — erschienen sie in ihrem Ornat. Von der Scene überrascht, stutzten sie einen Augenblick. Dann sahen sie umher, um aus dem wüsten Treiben den Mann zu finden, den sie suchten. Dies war nun der Obristleutnant Rauscher von Monschein, der mit dem Capitain Romany an einem Tische Platz genommen. Letzterer, der mit bei Breitenfeld gefochten, erzählte, wie es dem kaiserlichen Madloi gegangen, welches

zuerst Reißaus genommen; wie der Henker auf der Feimstätte die Fahnen und Standarten des Regiments öffentlich verbrannt, wie man den Officieren die Degen vor dem Munde zerbrochen, Galgennägel daraus geschmiedet, dann den zehnten Mann in Reih' und Glied erschossen und die Uebrigen in alle Welt gejagt.

Unterdessen waren die drei Männer näher gekommen und nahten sich demüthig und mit entblößtem Haupte dem Obristleutnant. — Auf die barsche Frage, was ihr Begehr sei, ergriff der Bürgermeister Schöffel das Wort und bat um Schonung für die Stadt, welche durch das Erscheinen der fremden Krieger in die größte Bestürzung gerathen sei, indem die Bewohner während der letzten Jahre schon vielfache Durchmärsche und somit der Drangsale mehr denn zu viele gehabt.

Noch ehe er seine Worte geendet, unterbrach ihn der Commandirende und sagte kurzweg: „Ich kann nicht schonen, dafür ist Krieg."

Der Bürgermeister faßte sich und entgegnete ihm: „Halten zu Gnaden! sintemal wir vermeinten, eine allergnädigste Salvaquandi erhalten zu haben, bitten wir um Schonung für die arme Stadt."

Da fuhr der Schwede zornig empor und schrie: „Es ist Krieg! der Soldat will Brod, und ich befehle Euch hiermit, solches zu schaffen, Brod und Branntwein!“

„Verzeihung! hochgebietender Herr!“ sprach der Bürgermeister, „es ist Ihnen vielleicht unbekannt, daß wir schon den Torgauer Akkord erhalten.“

„Ich bekümmere mich nicht um Euren Akkord. Bin nicht von denjenigen, die diese Dinge respectiren. Mit Wetterfahnen wie Ihr muß man anders umspringen. Hand so, Hand so! — Gestern kaiserlich, heute schwedisch gesinnt. Mein Akkord ist der: daß Ihr binnen drei Tagen zwölftausend Thaler schafft!“

Da zuckte der Bürgermeister mit den Achseln und sprach: „Zwölf – tausend — Thaler! Gestrenger Herr Obristleutnant! wie soll die arme Stadt eine solche Summe erschwingen? Und wenn ich alle Kisten und Kasten umstoße, nicht so viel der Pfennige fallen heraus. Und in so kurzer Zeit! Unmöglich!“

„Nichts unmöglich in der Welt, wenn nur der Wille da ist. Ich bin es müde, mich mit trockenen Worten abspeisen zu lassen.“

„Herr! schenkt uns Erbarmen!“

„Nichts da! Eine Bedenkzeit will ich Euch schenken und zwar bis morgen früh.“ — Hiermit wendete er den Männern den Rücken und ging zu dem Capitain, der auf seinen Degen gestützt der Rede zugehört.

Mit den Worten: „Jesus helfe!“ ging der Bürgermeister mit den Rathsherren von dannen, und gar bald verbreitete sich unter den Wurzener Bürgern die traurige Kunde, welche jeglich Gemüth darniederbeugte.

An den Wachtfeuern ging es unterdessen bunt zu. Mehrere der Reiter meinten: Sachsen wäre ein Land, daß Etwas einzubrocken habe, denn es florire der Bergbau und die Viehzucht. — „Deshalb,“ sprach ein Zweiter, „wollen wir nicht so trocken zusehen. Hart mitgenommen dies Sachsenvolk, denn sie sind kaiserlich. Nicht umsonst hat unser großer König für sie sein Leben in die Schanze geschlagen.“

„Seit seinem Tode hat der Georg geschwankt!“ rief ein Dritter. — „Die Interpositionstage von Eger,“ schrie ein Anderer, „sind das Vorspiel gewesen. Ja, ja, als die Affaire bei Nördlingen geschah, da war's vorbei mit ihren Siegen bei Lützen und Breitenfeld.

„Ganz recht!“ brummte ein Wachtmeister, „dem Volke soll der Teufel die Stange halten. Ein Wetter fahre ihnen auf die Köpfe, wenn es Einem einfällt, uns für Fremde anzusehen. Nun erst der Prager Friede! Höll' und Teufel! es zuckt mir in allen Fingern und ich möchte Feuer speien, wenn ich daran denke.“

Als er so gesprochen, gab er einem Reiter Befehl, dort jene Hausthür einzuschlagen und sie als Brennholz herbei zu schleppen, damit das Feuer nicht ausgehe. Es geschah. Der Obristleutnant hatte unterdessen ein Haus am Markte zum Quartier genommen. Der Besitzer desselben, ein Zeug- und Bordenwirker, mußte es mit seiner Familie verlassen.

Die Reiter auf dem Marktplatze hatten sich in Mäntel und Decken gehüllt, um der Rast und des Schlafes zu pflegen. Da plötzlich stürzt der von Haus und Hof vertriebene Bordenwirker zurück und schreit: „Helft! helft! Feuer! Feuer! — Ueber dem nördlichen Thore schlug die hellrothe Flamme auf und weithin sprühten die Funken über die Stadt. Da erklang die Trompete und die Reiter eilten nach ihren Pferden.

„Zu was diesen Heidenlärm!“ fluchte der

Wachtmeister; „es brennen außerhalb der Stadt ein Paar elende Scheunen. Mögen sie brennen und verkohlen, was kümmert dies schwedische Reiter.“ Bald kehrte die Ruhe im Lager zurück. — Die Reiter schliefen; düster durch den Nebel glühte der Brand, welcher die Thürme roth anleuchtete.

„Ein Morgenroth schrecklicher Tage!“ seufzte der Bürgermeister, der mit den Rathsherren umherirrte und sann, wie und auf welche Art man der Forderung des Commandanten gerecht werden wolle. Das Kirchen-Aerar, die Stadtkassen, ach, sie waren ähnlich dem Oelkrüglein der Wittwe.

Da erhoben sich die Schweden von ihrem Lager, es ertönte das Signal einer Trompete.

Jeder Ton gab dem Bürgermeister einen Herzstich, denn es galt, dem Obristleutnant nochmals das Unmögliche vorzustellen. Schon warteten die drei Compagnien seiner Ankunft. Sowie er das Haus verließ, trat Schöffel, der Bürgermeister, wieder an ihn heran. Der rauhe Kriegsmann gewahrte auf den ersten Blick, daß es wieder auf Bitten und Vorstellungen abgesehen sei, deshalb rief er: „Macht's kurz! ich habe keine Zeit!“ —

„Herr! beim allmächtigen Gott! es ist unmöglich!“ —

„Schafft Geld," entgegnete ihm Rauscher von Monschein, „oder ich lasse dies verdammte Nest in Grund und Boden schießen!"

„Und wenn wir alle Kraft aufbieten, Herr! wir können dies Geld in so kurzer Frist nicht schaffen."

„Nun wohlan, ich gebe längere Frist. Ihr geltet mir als Geisel."

Da erschraken die Männer, welche in dem Wahne standen, der Schwede werde noch an selbigem Tage die Stadt verlassen. Der Oberstleutnant hatte aber durch seine Spione in Erfahrung gebracht, daß die Gegend im Umkreis von zehn Meilen sicher sei vor jedem feindlichen Ueberfall. Gestützt auf diesen Umstand beschloß er noch länger zu verweilen und sprach zum Bürgermeister: „ich verlängere meine Frist auf zwölf Tage. Ihr seid Bürge. Hört meinen Vorschlag: Die Stadt zahlt mir täglich tausend Thaler; kommt sie meinem Willen nicht nach, so laß ich Euch aufhängen, die Stadt wird geplündert und angezündet an allen vier Ecken."

Der Bürgermeister war stumm vor Schreck. Da aber trat der Rathsherr Paulus Marth hervor und sprach: „Gestrenger Herr Obristleutnant, unsere Scheunen..."

„Was gehen mich diese an.“

„Herr! die Soldaten haben diesen Morgen unsere Scheunen angezündet.“

„Wer hat dies mit angesehen?“

„Wir haben die Thäter nicht gesehen, wir können nicht mit Fingern auf den Urheber dieser Schandthat zeigen...“

„Und doch behauptet ihr mit frecher Stirn, es wären meine Reiter gewesen?“

„Herr! nach Allem, was wir gehört, es — waren Schweden!“

„Kecke Behauptung! Hütet Euch vor solcher Anklage!“

„Herr! wir haben einen Salvaquandi-Brief erhalten, auch hat uns der gräflich Hatzfeldische Sekretarius schriftliche Versicherung gegeben, daß unser Städtlein vor jeder Unbill gesichert sein soll.“

„Zum Henker mit Brief und Sekretair! Ist's aber erwiesen, daß Einer von meinen Soldaten die Scheunen angebrannt, dann soll er hängen am lichten Galgen.“

Mit lauter Stimme rief er jetzt: „Kapitaine und Wachtmeister!“ — Augenblicklich traten solche zusammen und der Kommandirende befragte sie, ob während der Nacht ein Mann die Beiwache ver-

lassen habe? Es wurde mit einem lauten Nein geantwortet.

„Thorposten!" erklang es wiederum. Selbige traten hervor und wurden bedeutet; anzugeben ob vergangene Nacht ein Schwede die Thore verlassen habe?

Einstimmig wurde ein Nein der Frage entgegengesetzt. Es entstand eine starre Pause. Plötzlich aber schritt der Oberstleutnant auf den Rathsherrn zu und rief mit dem größten Ingrimme: „Habt Ihr's gehört ein Nein! und abermals Nein! Hütet Euere Zunge, ehe Ihr Beweise in den Händen habt. Wagt es aber noch Einer meine Reiter zu verleumden, so laß ich den Buben auf einen Holzstoß werfen und auf offenem Markte verbrennen.

Mit diesem Bescheid wurden die Rathsherren entlassen, die nun im Verein mit den Bürgern Alles aufboten, um den Schweden in jeder Art Genüge zu leisten. Trank und Speise wurde herbeigeschafft, oft mit den größten Opfern und Entbehrungen. An manchem Stück Brod hing eine Thräne und mit Kummer blickte so Mancher auf die Zeit, welche so schwere Bedrängniß herbeigeführt.

Der Uebermuth des schwedischen Kriegsvolkes

nahm aber von Stunde zu Stunde immer mehr überhand. Das rohe Wesen überstieg alle Grenzen, und das Ansehn der Person zu achten, der Religion nur noch einen schwachen Schimmer von Verehrung zu zollen, dies fiel keinem mehr ein. — So ging eines Tages der Superintendent Christophorus Bulänt nebst seinen Söhnen in kirchlicher Amtstracht über die Straße, um einem Sterbenden die Sakramente zu geben. In selbigem Augenblicke kamen mehre schwedische Officiere daher gesprengt, welche am Hause, wo der Kommandirende wohnte, Halt machten. Sobald sie den Fuß aus dem Bügel gesetzt und Niemand erblickten, der ihnen die Pferde halte, zwangen sie den geistlichen Herrn dies zu thun. Es half kein Sträuben, er mußte mit seinen Söhnen Knechtes Dienste verrichten. Solcher Hülfsleistungen unkundig und weil die Pferde unruhig waren, verwickelte sich das Riemzeug, was die zurückkehrenden Reiter gar übel vermerkten. Sie brachen in Zornesworte aus und waren schon nahe daran den Vater mit seinen Söhnen zu mißhandeln, wenn nicht einer der Officiere zur Sühne gesprochen.

Was unter dem gemeinen Heertroß nun die Völlerei und Unsittlichkeit anbelangt, so hatten

diese fast ihren Gipfelpunkt erreicht, und finden wir uns veranlaßt, hier eine Begebenheit mitzutheilen, deren Folgen so betrübend waren.

Unter den Reitern hatte sich besonders ein Wachtmeister bemerkbar gemacht, der ein junges, hübsches Weib zu Wurzen mit schnöden Anträgen angegangen. Das brave Weib wich ihm jedoch aus und verletzte nicht die eheliche Treue. Der Wachtmeister, ein wüster, roher Mensch, wurde immer leidenschaftlicher und schwur Gewalt zu gebrauchen. Da, wo er seine Worte zur That machen wollte, gab ihm die Frau eine Ohrfeige. — Da stürzte er sich auf das Weib und umschlang sie mit nervigen Armen. Verzweiflungsvoll wehrte sich die Arme, die Noth lieh ihr Kräfte und so rang sie mit dem Fremden. Schon schwand ihr fast die Besinnung, da aber entrang sich noch ihrer Brust ein Schrei der Verzweiflung, auf welchen ungesäumt ihr Mann herbeisprang, der in dem Hofe beschäftigt war.

Als solcher die Gefahr erblickte, in der sich sein geliebtes Weib befand, da ergriff er in höchster Aufregung einen Stuhl und versetzte damit dem Wachtmeister einen Schlag auf den Kopf, daß der rohe Mensch zusammenbrach. Das Entsetzlichste

war geschehen. Die Wucht des Schlages hatte den Wachtmeister getödtet. Nur noch ein kurzes Röcheln und dann — war es aus mit seinem Leben.

Johannes Kuhne, so hieß der Bürger, gerieth über das so plötzlich Geschehene in die größte Angst. Seine Nothwehr hatte einen Todtschlag herbeigeführt, er zitterte am ganzen Körper und sein Weib rang die Hände.

In demselben Augenblick ertönte außen auf der Straße die Trompete zum Sammeln.

Ein Schimmer der Hoffnung, daß die Schweden vielleicht aufbrechen und die Stadt verlassen wollten. — Kuhne's Weib übersah die Gefahr; jede Zögerung war gefährlich, es galt den Leichnam hinwegzuschaffen. Beide beeilten sich, dies zu thun. Schon hatten sie Hand angelegt, den gefallenen Wachtmeister bei Seite zu schaffen, als einige Schweden durch die Thür stürmten um den Wachtmeister zu rufen, den man beim Appell vermißt. Als sie den Leichnam erblickten, fielen sie wie Furien über den Bürger Kuhne her, schlugen ihn zu Boden und schleppten ihn dann unter den schwersten Mißhandlungen vor den Oberstleutnant Rauscher von Monschein. Zum Beweis seiner Schuld

trug man auch den von ihm getödteten Wachtmeister herbei.

Als dieser das unselige in höchster Aufregung begangene Werk erblickte, da traten seine Augen hervor wie ein grollender Löwe aus seiner Höhle. Er ballte seine Faust und schrie mit furchtbarer Stimme zu der aufgeregten Rotte: „Schlagt die Kanaille todt!“

Jetzt hieß es nun: kein Glaube und keine Hoffnung mehr. Der Urtheilsspruch war geschehen und vernichtet alles Menschliche in menschlicher Brust. Die Worte des Kommandirenden waren jetzt das Signal zu den unsäglichsten Gräuelscenen, welche unter dem Namen der „Wurzener Kreuz- und Marterwoche“ in der Chronik niedergeschrieben sind.

Johannes Kuhne wurde auf dem Marktplatze erschlagen, und Wehe dem, der es gewagt hätte, sich des entseelten Leichnams zu bemächtigen, um ihn vielleicht der Erde zu übergeben! Nein! der Todte mußte liegen bleiben, bis die Hunde über ihn herfielen und ihn noch zerrissen.

Nun das arme Weib, die treue Hausfrau, die ihre Ehre gewahrt, furchtbar mußte sie büßen. Sie ward mit Strohfeuer gesengt, daß ihr die

Haut vom Leibe absprang. Auf offener Straße, unter freiem Himmel ließ man sie liegen, bis sie nach einigen Tagen unter den entsetzlichsten Qualen ihren Geist aufgab.

Selbst das Kind blieb nicht verschont. Die Feder zittert in der Hand, es sträubt sich das menschliche Gefühl, das der Nachwelt zu verkünden, was Menschen an Menschen vollbrachten. In der Chronik ist es aber niedergeschrieben: Kuhne's Kind ein Mädchen von acht Jahren, ward auf offenem Markt von „fünf solchen barbarischen Buben" geschändet, während der sechste auf der Trompete ein lustiges Tänzlein aufspielte.

Dies war aber nicht das Einzige. Die Gier nach Beute, der Blutdurst war entfesselt. Die ganze Stadt Wurzen fiel der Plünderung anheim. Gleich dem Raubthiere ging der Mord an sein entsetzliches Geschäft, Haus, Hof und Ställe wurden untersucht, Kisten und Kasten gesprengt und das, was nicht der Raubgier entsprach, zertrümmert und bei Seite geworfen. Natürlich waren die Kirchen das Erste, wo die Habsucht Beute witterte. Mit großen, schweren Aexten wurden die Thüren der Sakristei eingeschlagen und von Kanzel wie Altar genommen, was nur irgend

einigen Werth hatte. Alle Einwohner ohne Unterschied der Person wurden angefallen und das blanke Schwert oder die vor den Kopf gehaltenen Pistolen bildeten die stumme Sprache zur Erreichung ihres Zweckes.

Bei solch' entsetzlichen Dingen konnte der Superintendent Bulänt nicht mehr länger an sich halten. Aber was beginnen? Er gedachte des Hussitten-Anführers Prokopius zu Naumburg, dessen harter Sinn einst dadurch erweicht wurde, daß die Kinder von Naumburg sich zu ihm in's Lager verfügten und um Gnade baten. — Er erinnerte sich, daß erst vor einigen Jahren zu Pegau der Superintendent Lange mit etlichen Schülern sich vor die Stadt zum General Holke begeben und durch den Gesang: „Wenn wir in höchsten Nöthen" den rauhen Kriegsmann zur Milde und Schonüng des Städtchens bewogen.

Mit gleichem Vertrauen und mit einem Blick gen Himmel, der seinen Gang segnen möge, begab er sich in vollem Ornat zu dem Obristleutnant Rauscher von Monschein. Bei der Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes flehte er ihn an, seinen Reitern Befehl zu geben, daß sie ablassen möchten von solcher Unthat, die aufschrie zum

Himmel. „Ich flehe, laßt ab, den Zorn zu schleudern über diese arme Stadt, die Ihr zu einem Trümmerhaufen gemacht. Der Gott, der einst gewollt den Untergang des Königs Pharao und seines ganzen Heeres im rothen Meere, der Gott, der den Sanherib schlug, er wacht noch über uns und sein Arm möchte Euch erreichen, eh' Ihr es denkt."

Der fromme Mann sprach mit wahrhaft heiliger Begeisterung, aber all' seine Worte fanden kein Gehör, sie prallten ab an dem Herzen des Kriegers, das nicht mehr war als das Stück Leder seines Kollers, der die Brust verwahrte. Er meinte, es sei Krieg und die Wurzener hätten sich all' dies Ungemach selbst zuzuschreiben. „Ja," fügte er hinzu, „es nimmt mich Wunder, daß die Soldaten nicht ärger gehaust."

Kaum seiner mächtig, ging der Superintendent von dannen. In der Hausflur angekommen, drückte er die Ballen seiner Hände auf die Augen und rief: „O, Du mein Herr Gott! barmherziger Vater! gedenk an Deine Worte: „Ruf mich an in der Noth und klopf' an meine Pforte, so will ich Dir Errettung erweisen!"

Was der Befehlshaber in kurzer Rede ange-

beutet, daß es die Soldaten nicht ärger trieben, dies sollte bald volle Geltung erlangen. Nicht genügte ihnen das, was sie erbeutet, der Gedanke: hier und da ist gewiß noch so Manches verborgen, dieser Gedanke ließ ihnen keine Ruhe und so ersannen sie allerhand Qualen, die zum Ziele führen sollten. —

Lassen wir hier als treuen Gewährsmann die vergilbten Blätter der Chronik reden. Es heißt da: „Hierbei haben sie mit den Leuten über barbarischer Weise umgegangen, sie gepeiniget, übel geschlagen, geprügelt, geschraubet, gerädelt, gestochen, verwundet, die Arme auf den Rücken gebunden, Niemand geschonet, auch der Kranken, Schwangeren und Sechswöchnerinnen und kleinen Kindern nicht, Mannspersonen haben sie an heimlichen Orten verletzet, die Pudenda abgekneipet, mit härinnen Stricken umfasset, Schwefel auf den blosen Leib geträufelt, hölzerne Pflöcklein zwischen die Nägel an Händen und Füßen geschlagen, die Fußsohlen kreuzweis aufgeschnitten, Salz und Gerstenkörner hinein gestreuet, welche gequollen und überaus große Schmerzen verursachet und auf andere unerhörte Weise, so nicht zu beschreiben, die Leute gemartert, daß auch der Scharfrichter bekennet er hätte auf Befehl der

Obrigkeit gegen die Uebelthäter nicht so arg verfahren können."

Ein Mittel aber, so die Peiniger ausgesonnen, überragte Alles, — es war dies der sogenannte Schwedentrank. Wenn die übermüthige Schaar glaubte: Der oder Jener habe noch Geld oder Kostbarkeiten vergraben und dieser nicht gleich bei der ersten Drohung sich herbeiließ, den Verdacht von sich abzuwälzen, so warfen ihn die schwedischen Soldaten nieder, spreizten ihm den Mund mit einem hölzernen Spanner oder mit einem „Röhrlöffel" auseinander und füllten ihm mit einem Trichter Seifen- oder Pfützenwasser oder gar Düngerjauche ein. Hierauf legten sie über den Leib des Gequälten querüber ein Bret und beschwerten dies mit Steinen so lange, bis das Eingefüllte sich wieder auf demselben Weg entfernte. Oft trat auch Einer der Rotte auf dem Leibe des Gemarterten herum, bis ein Geständniß erfolgte.

Auf diese barbarische Art preßten sie den letzten Heller, die kleinste Habe noch heraus. Es war Nichts mehr zu finden, und aus diesem Grunde wurde beschlossen, weiter zu ziehen. Ehe dies aber geschah, verfielen diese Kannibalen noch auf einen Zeitvertreib, eine Belustigung, wozu man vielleicht

nur ein Gegenstück auffindet, wenn man die Gräuelthaten bei der Zerstörung Magdeburgs in Erwägung zieht.

Da dem Raub eine Grenze gesetzt war, indem sämmtlich baares Geld und Geräthschaften von Geldeswerth sich schon in Ihren Klauen befanden, so mußten die armen unschuldigen Kinder zur Kurzweil dienen. Unbarmherzig griff man die Kinder auf und nagelte sie mit Händen und Füßen an die Thorwege. Wenn dies geschehen, wurden sie als Scheibe behandelt und nach ihnen mit Karabinern geschossen. Je länger sich die armen Opfer quälten, desto höher stieg die Lust. Auch Erwachsene traf gleiches Schicksal. Sie wurden gehängt, geköpft, gekreuzigt oder verstümmelt. Andere wurden mit Schwefel und Pech begossen oder ihnen siedendes Oel in den Mund gefüllt.

Fielen diese Unthaten nicht der ernsten Warnerin Geschichte anheim, wahrlich, das Gefühl würde sich sträuben, sie zu erzählen, so aber beruht dies auf schauerlicher Wahrheit, und was der Geschichte angehört, muß ihr bleiben, unverkürzt und ungeschminkt, durch alle Zeiten.

Endlich geschah der Aufbruch, es war am 7. April 1637. Ehe sie aber der Stadt den Rücken

kehrten zündeten die Schweden solche an verschiedenen Orten an und vergnügten sich noch damit, die Leute ins Feuer zu jagen, damit sich noch ihr Blick labe, wie die armen Menschen elend in den Flammen umkamen.

An die Rührung menschlichen Gefühls war bei ihnen nicht mehr zu denken, es waren „lebendige Teufel," wie sie sich selbst nannten, als der Superintendent ihnen einmal zu bedenken gab, daß sie Christen und Menschen seien.

Als sie fortzogen aus der Stadt, da leuchtete ihnen noch eine schreckliche Fackel, denn eine lange, unabsehbare Rauchwolke lag über „Worczyhn", wie die Stadt damals geschrieben wurde. Der Thurm der Wenzeslaus-Kirche und die beiden Dom-Thürme ragten noch aus der Nacht; der größte Theil der Stadt lag als Brandstätte darnieder. Von **5500** Bewohnern in dem damals gewerbreichen Orte waren kaum noch **500** übrig geblieben; an **1500** hatten die Flucht ergriffen, die anderen waren ein Opfer des blutgierigen Feindes geworden, der in dumpfem Schweigen weiterzog. Die Häuser konnten sie darnieder brennen die Einwohner konnten sie vernichten, nur nicht — das Gewissen. Ja! es mußte aufwachen, denn der Obristleutnant

Rauscher von Monschein beharrte in tiefem Schweigen: da, links unter seinem Reitermantel regte sich doch eine Stimme, deren Gewalt der Mensch nie entgeht, und wenn sein Gemüth noch so rauh und verhärtet.

Jene Tage des Jammers fielen in die Woche vor Ostern, jene Zeit, wo der Frühling erwacht, wo die Veilchen blühen und man sich an heiliger Stätte vorbereitet zu dem Liede: „Christ ist erstanden!" — Ach! eine wahre Kreuz- und Marterwoche für die Wurzener Bürger, die geduldet und gelitten unter den Händen der Kriegsknechte, bei denen gereift in der Charwoche der „Sünde Maienblüthe" und die nicht wußten von einer Auferstehung der Milde und Barmherzigkeit.

Hin durch die deutschen Lande schwang sich die Geisel des Krieges, überall der Kelch des Leidens, eine Kreuzigung der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn Magdeburg dem zerstörten Jerusalem glich, Wurzen war in diesem unheilvollen dreißigjährigem Krieg das „Golgatha Deutschlands." —

Soweit diese Skizze, das kleine Denkmal einer wildbewegten Zeit. Noch immer rauscht die Mulde ihre Wellen durch grünende Ufer, noch immer blicken jene Thürme hernieder, die so Entsetzliches gesehen. —

Wenn Dich einmal, verehrter Leser, die große Rennbahn der Freiheit auf ihren Eisenschienen vorüberführt, da wirf einen Blick aus dem Coupé nach jenen Thürmen, deren Kuppeln geleuchtet in jener Mordnacht und Zeuge sind entmenschter Thaten, welche Klio eingegraben mit eisernem Griffel in die Blätter der Geschichte. Die Geschichte, — „die weit öfter spricht, als man sie vernimmt, die öfter vernommen als verstanden, öfter verstanden als befolgt wird."

Der Unglücksvogel.

Es giebt Menschen, die in ihrem Leben anfangen mögen, was sie wollen, es ist kein Glück, kein Segen bei ihren Unternehmungen, ihr ganzes Hoffen und Harren, allen Plänen wird bei der Entstehung ein Hemmschuh angelegt, sie haben, um sich des gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen: „Pech", wo sie nur Hand anlegen. „Sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie er's treibe. — Nun giebt es aber Menschen, die, man nenne es Aberglauben, oder nicht, Unheil bringen, wo sie auftreten.

Ein solcher Mensch war der Schauspieler B., der vor ungefähr dreißig Jahren Deutschland nach allen Richtungen durchpilgerte, immer und ewig ohne Engagement, er war der Nimmerrastende, der Ahasver der Bühnenwelt, dem das Motto: „Wandere! wandere! gleichsam wie ein Kainszeichen auf die Stirn gebrannt war. Sein Unheil, sein „Pech"

war in der ganzen Theaterwelt bekannt, obgleich er nicht die Schuld trug, denn er war ein seelensguter Mensch, mitunter auch einmal fröhlich bis — zu einer Stunde, die nicht lange auf sich warten ließ: sie schlug nur zu bald, um ihn wieder traurig zu stimmen. In der Theaterwelt war er als Briefträger, als Bringer von Neuigkeiten bekannt. Da es zu jener Zeit noch nicht Theaterblätter gab und Bureaux, Theateragenturen, welche Engagements vermittelten, so wußte er immer, wo und wenn an einer Bühne ein Fach offen war. Er brachte den Schauspielern Kunde von den Ihrigen, denn nicht selten war er zu Anfang eines Monats im Norden Deutschlands, in Hamburg, Stettin, Danzig oder Königsberg und in drei Wochen später in Gratz, Lemberg oder Agram.

Aber diese Eile? Verweilte er denn nicht länger an Orten, wo es Theater gab, gelang es ihm denn nicht, Engagement zu erhalten? Nein! Hier eben liegt der Hase im Pfeffer. Wo er erschien, da entsetzte man sich oft; es hieß: Du mein Himmel! da kommt der B—, der Unglücksvogel, gebt Acht, es passirt Etwas! — In Folge dessen machte man schnell eine Collecte zusammen, damit er nicht länger verweile, damit er sobald als möglich wieder fort-

komme. Ob hier übele Erfahrungen die Hand im Spiele, wer weiß es. Dem Unglücksvogel aber ging Alles contrair.

Nachdem er lange Zeit im Süden Deutschlands herumgewandert, erbarmte sich einer seiner frühern Collegen, der unterdessen als Regisseur bei einem kleinen Hoftheater angestellt war, und schreibt ihm: Komm hieher, Du sollst augenblicklich in das erledigte Fach eintreten, man hat es für Dich aufgehoben! — Welche Freude für B. — Er macht sich auf und legt nach manchem Mühsal den Weg zurück. Er kommt an und begiebt sich zu seinem Freund, wo sich so eben eine Künstlerin befindet, welche nicht unterdrücken kann, wie man den Unglücksvogel engagiren könne, da ereigne sich jedenfalls eine Scene, die nicht aus dem Reich der Komik stamme. — Der Regisseur lächelt, der Pechvogel lacht, er will sich schon nach einer Wohnung umsehen, da kommt todtenbleich ein Theatermitglied und meldet: daß so eben ein Courier die Nachricht gebracht: der Herzog sei auf der Reise gestorben ihn habe der Schlag gerührt. — Hoftrauer! ertönt es aus Aller Munde.

Die Bühne wurde auf einige Monate geschlossen, an Engagement war nicht zu denken; die andern

Schauspieler schießen etliche Thaler für B. zusammen, daß er nur so bald wie möglich fortkommt, damit nicht noch Jemand vielleicht vom Theater selbst stirbt.

Da steht der Unglücksvogel wieder auf der Landstraße, die er schon mehrmals gewandert. Er zählt die Pappeln auf der Chaussee und sein Leid. Doch er wandert fort, ausgesetzt allen Einflüssen der Witterung, denn damals gab es noch keine Eisenbahnen und das Reisen mit der theuern Postkutsche war nur Wenigen gestattet. Da ging es denn Berg auf, Berg ab mit dem Ränzchen auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand. Vielleicht wenige Abende vorher noch als König im Hermelinmantel auf der Bühne, umgeben von den Vasallen des Reiches, und heute zu Fuße auf der Landstraße im bestäubten Reisekittel in Gemeinschaft von einem Jäger, Landmann oder wandernden Handwerksburschen. Die schlimmste Zeit war damals für die Schauspieler niedern Ranges der Sommer, wo die meisten Directoren Ferien machten, und erst wieder zum Herbst ihren Musentempel eröffneten. In neuerer Zeit, wo man Sommerbühnen errichtet, kommen sie weniger in Verlegenheit. Damals aber war es traurig, und mit Bangen sah so Mancher dem Nahen des Frühlings

entgegen. Der erste Lerchensang, der melodische Schall der Nachtigall waren das Grabgeläute ihrer Thätigkeit auf den Bretern, welche die Welt bedeuten. Im Frühling, wo alle Herzen zur Freude erwachen, da begann für die Mimen eine lange, lange Marterwoche. Nur wenn der Wind wieder über die Stoppeln ging, wenn der Herbst in seinen trüben Wettern nahte, da ward es ihnen wohl um's Herz. — Ja Niemand klammert sich im Leben wohl mehr an die Hoffnung an, als ein Schauspieler, der selten festen Hort und Ort.

Dieser Hoffnungsstern leuchtete denn auch in die trübe Nacht des vom Schicksal hin und her verschlagenen B. Er hört, daß sich eine große reisende Gesellschaft in Rudolstadt befindet. Er wandert dahin und kommt des Abends im Theater während der Vorstellung von Klingemanns „Faust" an.

„Der Unglücksvogel!" ertönt es hinter den Coulissen. Und wahrlich, kaum zehn Minuten ist er im Hause und lauscht, an ein Versetzstück hinter den Coulissen gelehnt, der Vorstellung, da kommt die Scene, wo Faust den Schuß auf seinen alten Vater Diether abfeuert. Das Pistol ist von dem in solchen Dingen unverständigen Requisiteur mit einem

entsetzlich großen Pfropfen geladen; der Pfropfen dringt dem Schauspieler durch den dünnen Rock, so, daß die Verletzung zwar nicht von Bedeutung war, doch immer ein beklagenswerther Unfall.

„Das hab' ich mir gleich gedacht!" meinte der alte Souffleur Stenz. „Als ich von meinem Kasten aus den B. hinter den Coulissen stehen sah, da flirrte mir's vor den Augen und ich warf die Klingel herunter, daß die Theaterarbeiter glaubten, ich gebe schon das Zeichen zur Verwandelung. Wir wollen nur Collecte machen, daß er wieder fortkommt. Hier — sind meine zwei Groschen."

Den andern Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, verläßt B. seine Herberge und geht fort. Auf den Straßen ist noch Alles still und öde, nur ein Schauspieler der Gesellschaft wandert still und mißgestimmt dem Thore zu. Er will sich zerstreuen, er hat die ganze Nacht nicht geschlafen, seine Frau ist niedergekommen mit — einem todten Knaben.

Daran sollte am Ende der Pechvogel auch Schuld sein. Er schlägt sich jetzt wieder in's Bayerland. Unterwegs sammelt er Mineralien, botanisirt, fängt Käfer, Schmetterlinge und bröckelt von irgend einer alten historisch merkwürdigen Ruine

einen Stein los. Alles zum Geschenk für alte Freunde und Collegen. An einer alten Klosterwand, von Weinblättern umrankt, findet er ein Prachtexemplar von einem Schmetterling, einen sogenannten Todtenkopf. Welche Freude! Der Schmetterling wird ausgespannt und in einem Schächtelchen aufbewahrt. In der nächsten Stadt ist ein alter Freund und Duzbruder engagirt, der, wie weiland der wackere Schauspieler Ochsenheimer, ein großer Verehrer von Schmetterlingen war. Dieser soll und muß dieß schöne Exemplar bekommen. Es geschieht auch und in seiner Herzensfreude über das so trefflich bewahrte Geschenk läßt der Freund von seiner Frau gleich auf der Maschine einen guten Kaffee bereiten. Die Frau denkt: es ist ein Gast angekommen, ihm zu Ehren willst du die gute vergoldete Kaffeetasse aus dem Schränkchen holen, welche die Inschrift trägt: „Noch hundert Jahr wie heute!" Es geschieht. Weiß aber der Himmel, wie es zugeht, die Tasse fällt herab und zertrümmert in Granatstückchen.

„Der Unglücksvogel!" murmelte die Frau für sich; „ich sagte es doch, als er zur Thür hereintrat." — Als der Abend herannaht, geht der Unglücksschatten mit nach dem Theater und — es ist

reine Wahrheit — hier geschehen wieder Dinge, von denen man sich beim Aufziehen der Gardine Nichts geträumt. Es gastirt Einer auf Engagement und hat den Lorenz Kindlein in Kotzebue's „armen Poet" erwählt. Der Gast gefällt, es naht die letzte Scene, die rührende Gruppe, der Vorhang will schon fallen, man erhebt nach tiefer Rührung die Hände zum Applaus, da — bleibt in schiefer Stellung der Vorhang mitten im Falle schweben und will nicht herunter. Die Gruppe steht wie „festgemauert in der Erde" und das ganze Haus lacht. Unter Jubel wird endlich die Gardine zur Erde gebracht. Kein Applaus, kein Beifallszeichen, abgeschnitten wie mit einem Messer durch den widerspenstigen Vorhang, mit dem es immer so glatt und wie an einem Schnürchen ging.

Na! daß hier der B. daran Schuld war, der Unglücksvogel, dieß ließ sich der zum blutdürstigen Wütherich gewordene arme Poet gar nicht nehmen. — Aber was ist dieß für ein Wortwechsel, für ein Spektakel? Der Director hat wegen der Unordnung des Vorhanges Streit mit einem Comitémitglied des Theaters. Es fallen Worte, als „Sauwirthschaft" und dergleichen. Der Streit wächst; das so schon mißliebige Comitémitglied

empfängt eine Backpfeife und wird von Heldenspielers markiger Faust zur Thür hinaus ballotirt. Nach solchem Frevel wird am andern Tag nach hochweisen Comitébeschluß Thaliens Tempel geschlossen. Ein Jeder schnallt das Bündel und geht; natürlich auch der Pechvogel, der nach Aller Meinung hier wiederum die Schuld trug.

Alles jammert und klagt, nur nicht B.; er empfängt einen Brief, der die Nachricht bringt, daß in Nürnberg Engagement zu hoffen, wenn er bereit sei: den Posten eines Inspicienten anzunehmen und nebenbei Episoden zu spielen. — Warum das nicht? Mitten im Sommer, auf, nach Nürnberg, in sechs Tagen ist er dort und kehrt im Gasthof „zum goldenen Hahn" ein. — „Na, wenn Ihr erst kommt, dann ist der Schluß fertig!" sagt ihm ein alter Schauspieler, der so eben aus der Thür tritt und sich mürrisch entfernt.

Was geschieht denn? Nun, der Wanderer wird engagirt, verrichtet aber nur Einmal seine Dienstpflicht, denn — den andern Tag erklärt der Director seine Insolvenz. Die Mitglieder spielten zwar noch einige Zeit in Fürth und Erlangen auf eigene Rechnung fort, aber den B. mit zuzulassen, nicht die Probe, da wäre es schon ausgewesen,

ehe man angefangen. Monsieur Pechvogel griff also wieder zum Wanderstab und wir müssen hier eines kleinen Intermezzo gedenken.

In einer süddeutschen Stadt hatte die Direction des Theaters einem gewöhnlichen Taschenspieler und Seiltänzer die Bühne für einen Abend bewilligt, doch so, daß zwei kleine einactige Stücke noch den Abend ausfüllen sollten, da die Einnahme getheilt wurde. Das ganze Schauspielerpersonal war darüber entrüstet, mit Seiltänzern der geringsten Sorte zu agiren. Etliche widersetzten sich, man besprach die Sache in Güte, Nichts, der Director blieb bei seinem Vorsatz. Die Zettel waren ausgetragen und klebten schon an den Straßenecken. Zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung sitzen die meisten an diesem Abend beschäftigten Schauspieler im Garten einer Restauration unweit des Theaters. Man ist ergrimmt über die Schmach, die dem Theater durch solch Zigeunervolk angethan werden soll. Da spricht Einer der Versammelten: „Wenn nur der B. käme, da geschähe gewiß Etwas, wodurch die Sache zu Wasser würde.“ — In diesem Augenblick ein Hurrah, ein Gelächter; der Unglücksvogel tritt durch die Gartenthür ein und kann sich nicht erklären, daß er einmal mit Lachen empfangen wird. —

Jener Schauspieler, der den Ausspruch gethan, war ein guter Prophet, denn in dem Augenblick, wo die Casse eröffnet werden soll, ertönt Feuerlärm, die ganze Stadt kam in Bewegung und in die Comödie zu gehen, daran dachte kein Mensch, das Haus wurde geschlossen. — Somit unterblieb die Vorstellung und — da die eintretende Charwoche so schon eine Pause herbeiführte, auf längere Zeit.

Die kleinern Unfälle an den Bühnen, wenn der Unglücksvogel erschien, sind vielleicht weniger bekannt geworden, aber ohne so ein Unfällchen ging es selten ab. Stand er an einer Coulisse und es trat in der Scene eine Verwandelung ein, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sich die Leinen und Stricke verwickelten, daß ein Versetzstück umfiel, oder ein Theaterdiener, der Tische und Stühle heraustrug, über die Thürschwelle stolperte.

Selbst am Stadttheater zu Leipzig passirte so Etwas unter Küstners Direction. Man erzählte sich im Conversationszimmer von diesem Unglücksvogel, den der Schauspier C—s gesehen, als er sich Abends vor der Vorstellung von Shakespeare's „Romeo und Julie" an der Casse vom Cassirer Werner ein Billet in's Parterre ausgebeten. Der damalige berühmte, im Jahr 1828 verstorbene

Schauspieler Eduard Stein, stutzt bei diesen Worten und sagt: „Nun, wenn sich nur heute Nichts ereignet, der Freitag war so schon immer für mich ein fataler Tag!" Man vergißt die Sache und die ersten Acte gehen ohne Störung vorüber. Aber — Niemand kann seinem Schicksal entgehen. In der Gruftscene, bei der ergreifendsten Stelle, kommt die Katze vom Theaterportier Klingenberg über die Bühne spaziert und hüpft zum Ergötzen des Parterres auf den Särgen herum. Stein war außer sich und schwur dem armen Theaterkater Tod und Rache, denn seine ganze Scene war — der Katze.

Kurzum, B— erhielt in der Theaterwelt als Unglücksvogel förmlich Ruf; an sein Erscheinen knüpfte sich bei Vielen eine gewisse Scheu, sie waren der Meinung, daß seinem Schatten das Unheil folge.

Ein in Ruhestand versetzter Mime erzählte von ihm Folgendes. — Wir gaben bei der H—schen Gesellschaft, welche auf dem Rathhaussaale zu T—u spielte, den „Hund des Aubry". Alles geht gut, selbst der Hund machte diesen Abend seine Sache ganz prächtig. Da erscheint, wie ein Gespenst in der Nacht, der Unglücksvogel kurz vor der Scene, wo der Spasmacher im Stück vermit-

telst eines Strickes, den man ihm hinterlistig an seinem Leibgurt befestigt, einige Ellen in die Höhe gezogen wird. Um das Ding auszuführen, hatte man vorher an der morschen Decke einen eisernen Ring eingeschlagen. Man hebt den Spasmacher in die Höhe, die Gallerie jubelt, da — knax! bricht ein altes staubiges Bret herunter, welches den Komiker auf den Schädel schlug, daß wir Alle glaubten, es habe sein letztes Stündlein geschlagen. Der Unfall hatte weiter keine Folgen, eine derbe Beule am Kopfe war das Ganze. Der Unglücksvogel, an solche Scenen schon gewöhnt und von dem Geschehenen nicht im mindesten berührt, machte dann in aller Ruhe Collecte und Jeder von uns drei Kreuze, als er wieder hinaus war.

Auch was ein Anderer noch von ihm erzählt, finde hier ein Plätzchen. — Wir spielten in Hof und gaben das „Käthchen von Heilbronn". Der Director, welcher mit seiner Frau noch an der Casse sitzt, sieht zu Anfang des dritten Actes den Unglücksvogel ankommen. Selbiger begrüßt das alte Ehepaar und fast zitternd reicht ihm die Directrice ein Billet. Es währt nicht lange, da stürzt ein Billeteur heraus und stottert: Herr Di—rec—tor! Ihre Tocher, das Käthchen!... Was ist geschehen? In

der Scene, wo das Schloß brennt, fällt die Brücke eine Minute eher ein, Käthchen fällt und schlägt sich die Stirn wund, daß sie blutet. — Der Vater begab sich eiligst auf die Bühne, die Mutter packte die Casse zusammen und sagte: 's hat mir geahnt, der verd..... Unglücksvogel!

So erzählte man sich in der Theaterwelt, vorzüglich bei kleinen Bühnen, vielfache Geschichten von dem armen Menschendarsteller, an dessen Wiege Pechvögel saßen und das Wiegenlied sangen. Wie ein damaliger College von ihm in traulicher Stunde berichtet, sollte dem armen Pilger am Abend seines Lebens noch ein Glücksstern leuchten. Durch besondere Fürsprache kam er an das Hoftheater nach München, war es als Inspicient oder Souffleur, dieß wollen wir dahingestellt sein lassen. Nach einer mühevollen Fußwanderung kam er dort an, findet da endlich einen Posten und will solchen den andern Tag antreten. Da — brennt in der Nacht das große Schauspielhaus ab. — Am Ende soll er hier auch Schuld gewesen sein. Ein Glück, daß er bald hierauf ein recht festes Engagement erhielt; der Himmel schloß mit ihm Contract auf ewig, der Unglücksvogel starb und — alles Leid hatte ein Ende.

Die ländlichen Wühler.

Humoristisches Zeitbild.

„Nein! es ist entsetzlich!“ rief der Amtsrath Altmann, als er sich in den Schlafrock geworfen und sich anschickte, die Zeitung zu lesen. „Schon wieder eine neue Zeitung, so ein Parteiblatt von radikaler Färbung. Nichts wie Krakehl und Aufhetzerei. Das haben wir von den schönen Errungenschaften, wie sie es nennen, dies ist der Segen der vermaledeiten Preßfreiheit. Wahrhaftig, man möchte jetzt Hab und Gut verkaufen und mit auswandern, denn hier ist man gar nicht mehr seines Eigenthums und seines Lebens sicher. Ich bin Amtsrath, Erb-, Lehn-, und Gerichtsherr auf Trautenhayn und hab' mir's sauer werden lassen, ehe ich es so weit gebracht. Aber Amt und Würde soll jetzt gar Nichts mehr gelten: Knechte, Mägde und Drescher sind von dem Freiheitsschwindel ergriffen worden und wenn man nicht die Zügel etwas straff hält, so tanzen sie Einem noch auf

dem Kopfe herum. Und dies nicht blos hier, nein, im ganzen Lande, überall Unfriede und Bewegung. Von dem Sprichwort: „Bete und arbeite!" wollen sie gar nichts mehr wissen; mit Einem Wort, es ist eine Heidenwirthschaft im ganzen Lande und hoch an der Zeit, daß tüchtig eingegriffen wird. Was mich anbelangt, da stell' ich meinen Mann. Für Gott, König und Vaterland! so soll es sein und so hab' ich's immer gehalten."

Während er noch so sprach, öffnete sich die Thür, Jeannette, des Amtsraths einziges Kind, ein frisches, blühendes Mädchen, das nahe an zwanzig Frühlinge zählte, hüpfte herein und sprach:

„Lieb' Väterchen! schon wieder düstere Wolken auf Ihrer Stirn? Kommt, laßt sie mir wegküssen und — ach! da ist ja eine neue Zeitung!" rief sie plötzlich, „eine politische Zeitung; ei, das ist schön, da muß ich doch gleich..."

„Was? auch angesteckt von dem Zeitungsschwindel? Jetzt komm' ich dahinter, warum ich das Blatt in allen Ecken und Enden suchen muß. Hab' ich Dich, weil ich Wittwer bin und Deine Mutter schon frühzeitig gestorben, hab' ich Dich deshalb von unserm frommen und gottesfürchtigen Pastor erziehen lassen, daß Du Dich jetzt auch der

Politik in die Arme wirfst und Dich dem Freiheitsschwindel hingibst, der immer mehr um sich greift und wider Diejenigen wüthet, die so zu sagen noch Etwas einzubrocken haben?"

„Liebster Papa!" ließ sich Jeannette vernehmen, „ist es denn ein Verbrechen, wenn ich einmal mein Näschen in die Zeitung stecke, um zu erfahren, wie es in der Welt steht? Man müßte ja wahrlich von Stein sein, wenn die großen revolutionären Bewegungen unserer Zeit spurlos an uns vorübergingen, jetzt, wo Geist und Körper sich der Fesseln entledigen nach jahrelanger Gefangenschaft."

„Jeannette! mein einziges eheliches Kind, das der Pastor jährlich für dreihundert Thaler preußisch Courant in Pension gehabt, was muß ich hören! Auch Du eine Revolutionairin?"

„Nicht im Mindesten. Gesetz und Ordnung im Großen wie im Kleinen, das hält die Welt zusammen; aber wenn der Mensch in einem freien Staate zum Sklaven herabgewürdigt wird, wenn er immer und ewig sein Brot im Schweiße des Angesichts verdienen muß und oft noch trotz aller Anstrengung Hunger leiden muß, während die Arbeitgeber und andere Müssiggänger im Ueberfluß

schwelgen, wenn er oft sehen muß, wie die Gesetze gedreht und gewendet werden und nur der Reiche und Vornehme zu seinen Gunsten berücksichtigt wird, da ist es ihm nicht zu verdenken, wenn ihm einmal die Galle schwillt und er sich Luft zu machen sucht."

„Jeannette! hab' ich noch einen Kopf, der all' das dumme Zeug faßt, was da aus Deinem Munde geht? Da sind nur die neuen Zeitungen daran schuld, welche die Köpfe wirbelig machen, und jener Deputirte hat gar nicht Unrecht, der da sagte, daß man neben der Preßfreiheit nur gleich den Galgen mit aufbauen sollte. O, über das Heidenvolk von Literaten, man sollte diese Kerle all' in einen Sack nähen und in der Feueresse aufhängen. Von heute an wird die Zeitung nicht mehr gehalten. Fort damit, selbst das Wochenblatt und der Kieritzer Anzeiger, sonst bin ich nicht sicher, daß noch mein alter getreuer Traugott und der Hegereiter Bock sich Etwas herausbuchstabieren."

„I, Väterchen! diese lesen die Zeitung ja eher wie Sie!"

„Was? eher wie ich?"

„Nun freilich, unten beim Schulmeister im Leseklub."

„Was? in meinem Dorfe ein Leseklub? Revolutionaire Tendenzen in Trautenhayn, wo bisher nur der Kalender und das Gesangbuch zu finden war?“

„Nennen Sie das revolutionaire Tendenzen, was Volksbildung bezweckt?“

„Das Volk soll arbeiten, dann essen und schlafen, und Sonntags in die Kirche gehen. Na, wart', Schulmeister! Dir will ich ein Licht aufstecken.“

„Ja, eben Licht ist den Leuten nöthig, damit sie nicht so im Finstern tappen, wie es früher der Fall war. Sie folgen dem Zeitgeist.“

„Zeitgeist! hast Du das Wort beim Pastor gehört? Höchst einfältige Rede; wenn eine Dummheit durchgesetzt werden soll, so sagen sie jetzt, es verlangt dies der Zeitgeist. Zeit bleibt Zeit, und die Zeit, die wir verlebt, war gar nicht schlecht; es war Ruhe und Friede, man konnte Etwas vor sich bringen; aber jetzt ist nichts wie Wühlerei und Aufhetzung gegen diejenigen, welche fleißig waren und sich etwas gespart. Das Bettelvolk wächst empor wie die Pilze; man darf nur hinausgehen auf die Chaussee, an jeder Pappel steht ein Handwerksbursche mit dem Hut in der Hand.“

„Schlimm guter Vater, wer das Mitleid fremder Menschen in Anspruch nehmen muß, welches jetzt so wenig zu finden.

„Sie können arbeiten. Ich habe auch im Anfang Nichts gehabt und mit Wenigem angefangen.“

„Wenn sie keine Arbeit finden? Die Großen und Wohlhabenden sind selbst Schuld daran, die Furcht, welche sie haben, hält sie zurück, das früher so leicht Erworbene nur einigermaßen zum Opfer zu bringen. Das Vertrauen ist geschwunden, ja, man möchte sagen: sie haben Furcht vor ihrer eigenen Furcht.“

„Mädchen! welch' ein Geist spricht aus Dir. Dies Alles kommt nicht aus Deinem Kopfe, dies hast Du wo anders her. Heraus damit!“

„Nun, ich habe es neulich drin in der Residenz gehört, als ich die Landtags-Versammlung besuchte.“

„Was? Du auf der Tribüne ohne mein Wissen? Wer hat Dich dort eingeführt?“

„Der größte und gewichtigste Deputirte, der Stolz unseres Dorfes, der Stolz unseres Landes, der wahre Volksmann und große Rechtsgelehrte Martin, der sich aus niederm Bauerstand zu einem

der ersten Advokaten emporgeschwungen, dessen Worte so voller Wahrheit und dem ich Stunden lang zuhören könnte, wenn er so mit hoher glühender Begeisterung von dem Wohle des Volkes spricht. Ja, Vater! in der Stille habe ich oft solchen Eltern Glück gewünscht, daß sie solch einen Sohn besitzen, auf welchen sie mit Stolz blicken können. Seht dort hinunter auf das kleine Gütchen am Mühlteich, wo die Linde vor der Thür steht; als er da geboren wurde, deckte noch Stroh das Dach einer Hütte. Unter Sorgen und Mühen der Eltern ist er aufgewachsen und wie ich gehört, war es der Eltern höchster Wunsch, wenn ihr Sohn es einmal zum Schulmeister bringen könnte. Hochgeachtet als Sachwalter steht er jetzt da, und hat sich das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbürger, die Achtung seines Fürsten errungen. Ja, Vater, diesen Martin, ich muß es sagen: ich achte, ich verehre, ich liebe ihn. Noch so jung und schon so viel Schönes und Gutes für die Welt gethan! —"

„Schönes und Gutes? Du weißt, ich hasse all' die Juristen. Ein Sprichwort sagt: „Juristen sind böse Christen" und „vor Advokaten und Bettelbrot behüte uns der liebe Herr Gott!" — Unfriede säen sie aus, damit sie Etwas zu prozessiren haben

und dann ihre Liquidation machen können, ich weiß ein Lied davon zu singen und lasse mir kein X für ein U machen. Darum bist Du auch ganz Feuer und Flamme, wenn er einmal herauskommt, und es wird mir jetzt klar, warum neulich Dein Spaziergang mit ihm in unserm Park so lange währte. Jeannette! mach' Dir keine Rechnung und laß mir überhaupt die Ansichten von neuen Errungenschaften und freiheitlichen Ideen bei Seite liegen. Gott sei Dank, daß es hier in meinem Reviere noch Ruhe gibt, und was mich anbetrifft, so werde ich solche zu erhalten suchen. Noch ist alles beim Alten und wer sich unterfangen sollte, nur einen Finger breit abzuweichen, der bekommt es mit mir zu thun. Marsch, auf Dein Zimmer!"

Jeannette gehorchte. — Mit großen Schritten durchmaß der Amtsrath das Zimmer. „Ein Leseklub in meinem Dorfe!" hub er brummend an. „Was doch für Dinge geschehen, von welchen man keine Ahnung hat. Das sind aber die Früchte der neuen Zeit und des großen Völkerfrühlings, von dem jetzt so viel geschwatzt wird. Völkerfrühling! Eine gute Ernte in Rübsen, Korn und Weizen wollen wir haben, das erhält die Menschen, dabei treu und Gehorsam der Obrigkeit in jeglichen Dingen

das ist der wahre Jacob. Blind gehorchen das hält die Welt zusammen."

Während er so vor sich hinbrummte, öffnete sich die Thür, der Gärtner Jacob trat herein und übergab dem Amtsrath ein großes, etwas schief zusammengefaltetes Schreiben, dessen Siegel den Abdruck eines Silbergroschens war.

„Von wem?" rief der Amtsrath.

„Aus den Drescherhäusern!" entgegnete kurz und scharf der Gärtner und ging eilig wieder fort.

Das Schreiben wurde eröffnet; sein Inhalt war folgender:

„Petit's-John
„der Drescher an den Herrn-Amts-Rad.

„Da der Zeitgeist jetzt auch über die Drescher in Trautenhayn gekommen, wir auch Etwas „von der neuen Freiheit auf breitester Grundlage „genießen und nicht mehr als verthierte Söldlinge dastehen wollen, so haben wir in einer „gestern auf der Eselswiese abgehaltenen Volksversammlung mit Majoranthee beschlossen, daß „wir Alle, Mann für Mann, mit Einschluß der „Weibsen, auf höheren Lohn und Abkürzung „der Arbeit dringen. Den Tag wenigstens einen „Thaler, so hat es uns ein Redner aus der

„Stadt vom Verein brotloser Arbeiter gesagt.
„Ueberlegen Sie sich die Sache in Bälde. Falls
„wir nicht bis Morgen eine günstige Revolution
„bekommen, werden wir uns solche holen, aber
„nicht allein, wir bringen etliche Flegel mit.
„Wonach zu achten!“

Der Amtsrath hielt das Schreiben in krampfhafter Faust und rief: „Aufruhr, Rebellion unter Dreschern. Ha! die Frucht der neuen Zeit, auch sie wird schon in Trautenhayn geschüttelt, um mir den Daum auf's Auge zu drücken. Wart! derjenige, welcher das Schreiben verfaßt, er muß noch heute aus dem Dorfe.“ Er griff nach der Klingel, daß der schrille Ton derselben durch das ganze Haus drang. Nach einer Weile trat der alte Diener Traugott ein und fragte nach dem Begehr des Herrn Amtsraths.

„Traugott! beichte Er jetzt nach Pflicht und Gewissen hat Er Nichts von dem verrätherischen Anschlag der Drescher vernommen, welcher so heimlich und in aller Stille ausgebrütet worden ist, hat Er nichts von dem Attentate bemerkt?“

„Nun, von einem Attentate und Verrath kann wohl in unsern Tagen, wo der Zeitgeist...“

„Was, auch Du Zeitgeist?“

„Natürlich! Jetzt, wo das politische Bewußtsein sich überall aufgerappelt, da...“

„Mensch! schweige mir von politischem Bewußtsein. Ich dachte immer, Du gehörtest zu den Vernünftigen, aber ich sehe: Alter schützt vor Thorheit nicht. Weiter!“

„Ja! wenn ich nicht von Politik sprechen soll, da ist's mit meiner Rede, so zu sagen, Matthäi am letzten, denn von etwas Anderem wird jetzt gar nicht diskurirt. Unbekannt können mir die Ansprüche der Drescher nicht gewesen sein, weil diese Sache im Klub zur Sprache kam.“

„Im Leseklub?“

„Gott bewahre im republikanischen Klub.“

„Was auch noch ein republikanischer Klub, hier in meinem Dorfe?“

Ganz natürlich! Ueberall haben sich solche aufgethan. Drüben in Schreihausen und Rothenbach schon seit acht Wochen. Es wäre ja eine Schande, wenn sie hier am alten Zopfe kleben und nicht mit der neuen Zeit fortgehen wollten. Alles Demokraten, 's ist ja billig, sie zahlen aller vierzehn Tage nur einen Groschen für die Zeitungen.“

„Was lesen sie da für Zeitungen.“

„Lauter freisinnige. Den „Republikaner“, die

„demokratischen Blätter", die „rothe Fahne", den „Fürstenfresser aus Neigung" u. s. w.

„Traugott! bin ich noch Amtsrath oder bist Du es?"

„Wenn ich es wäre da stände ich nicht hier, denn da würde ich mich in Zeiten, wo das politische Bewußtsein sogar die Nachtwächter gepackt, ein wenig auf die Socken machen, denn ich glaube nun selbst, daß bald losgeschlagen wird."

„Losschlagen! Mensch! Traugott! was ist aus Dir geworden? Löse mir das Geheimniß, wer sind die Mitglieder des Vereins mit den hochverrätherischen Gesinnungen?"

„Nun, das ist gar kein Geheimniß. Präsident oder Obmann, wie es jetzt heißt, ist der Schulmeister..."

„Himmel und Hölle, was muß ich..."

„Nur Geduld, Herr Amtsrath, nicht der unsrige, sondern der aus Zipsdorf. Sapperment, der hat eine Suade, der kann reden!"

„Weiter! weiter! die andern Demagogen."

„Zweitens ihr Verwalter, der Schänkwirth, der Hegereiter Bock, der Gärtner Jacob, die zwei Kirchväter Jobst und Klaus, der Kramer Harteisen, der Schmied, sämmtliche Drescher, Crispin, dem

Gensd'armen sein ältester Sohn, der Tag- und Nachtwächter Rumpel, der Gerichtsdiener Urban, und der Letzte, der — bin ich."

„Du? — Herr des Lebens, ich dachte, es gäbe höchstens zwei solcher Wühler und Aufrührer, derweilen ist es ein ganzes Wespennest. Aber wartet nur, da will ich tüchtig hineinstörlen. Sogar der Gerichtsdiener, der darauf sehen soll, daß Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten werden soll!"

„Ja, unser Verein ist eigentlich nicht der rechte, es ist ein Zweigverein. Der wahre Stamm ist drin in der Stadt und bei Hauptsitzungen kommen immer ein Paar zu uns heraus. Das sind aber welche, die Haare auf den Zähnen haben. Wenn die kommen, da kostet es freilich immer ein paar Batzen, denn die bringen immer großen Durst mit."

„Wer sind diese Rädelsführer?"

„Der Eine ist ein Literat."

„Dacht' ich's doch. Weißt Du, was dies für eine Person ist?"

„O ja, der Schulmeister hat uns dies Wort übersetzt. Es kommt aus dem Plattdeutschen. Lütte heißt da klein, mithin ist Lite—rat ein kleiner Rath."

„Ein Esel bist Du, mit sammt dem Schulmeister, aber Ihr sollt mich kennen lernen!"

„Ach, was kennen lernen, Herr Amtsrath. Wer so wie ich dreißig Jahre in Ihren Diensten und dabei etwas in die Karte geguckt, der weiß, wo Barthel Most holt. Wir kennen Sie Alle. Sie sind noch so Einer, dem, wie der Verwalter sagt, der Zopf in den Nacken schlägt, und der Gerichtsdiener hat Sie neulich ganz gehörig abgemalt.“

„Was, dieser Pinsel hat mich malen wollen? Ein Mensch, der durch mich Amt und Wohnung erhalten? Na, dem ist schon sein Brot gebacken!“

„Das wird ihm lieb sein, denn er hat so immer Nichts zu beißen.“

„Kerl, ich glaube Er wird auf Seine alten Tage noch witzig.“

„Kann sein, dies lernt man Alles im Klub, und sie verdenken es mir Alle, daß ich hier in Ihrem Hause das Plackholz abgebe.“

„Traugott, Er ist werth, daß ich Ihn mit Hunden hinaushetze, und dann kann Er sehen, wo Er Dach und Fach findet.“

„Oho, Herr Amtsrath, da ist mir nicht bange. Die Redner aus der Stadt meinten, wir würden Alle versorgt, wenn das Ding eine andere Wendung bekomme. Wie mir neulich der Schulmeister im Vertrauen sagte, so habe er starke Hoffnung,

daß er Cultusminister werden würde, und dieser läßt mich nicht im Stiche, das weiß ich, denn ich habe ihm neulich sechszehn Groschen borgen müssen, das vergißt er nie, zumal ich nicht an die Zurückzahlung erinnert."

„Traugott! auf welche Abwege ist Er gerathen." Noch ist das Uebel zu kuriren. Schicke Er mir den Gärtner Jacob und den Hegereiter her. Wenn Er den Gerichtsdiener sehen sollte, so kann Er selbigen gleich mitbringen, diesem will ich ganz besonders den Kopf waschen."

Traugott gehorchte dem Befehl. Der Amtsrath trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß ab und wollte soeben im Freien etwas Luft schöpfen, als seine Tochter Jeannette mit dem Herrn Pastor ins Zimmer trat.

„Gnad' und Fried' in Christo," begann der Seelenhirt, indem er eintrat. „Verzeihen Sie, Herr Amtsrath, wenn ich stören sollte, in einer Zeit aber, wie die unsere, da, denke ich, kommt Trost und Zuspruch immer zu gelegener Zeit."

„Mit Trost, mein lieber Herr Magister, ist in solchen Zeiten nicht Alles abgethan. Hier reicht das Wort nicht mehr aus, hier muß man thatkräftig handeln. Lesen Sie hier das Ansinnen meiner Drescher."

„O, welch' eine verderbte Zeit!“ ließ er sich nach einem flüchtigen Ueberblicke vernehmen. „Alles Folgen von jenem Unheil, welches aus Westen gekommen. Gleich wie Mirabeau beim Ausbruch der ersten französischen Bewegung sagte: „„Diese Revolution bleibt nicht in Frankreich, sie wird die Runde um die Erde machen,““ so geschieht es auch jetzt. Nichts ist mehr heilig und sicher. Die Kirche und ihre Diener werden geschmäht, und ich habe in einer Zeitung ein Urtheil über mich erfahren müssen, welches mir an Seele und Leib gegangen. O, welch' ein großes Uebel ist für uns die Preßfreiheit, man sollte sie beschneiden durch Verordnungen und Bestimmungen, damit nicht Jeder bangen darf, daß sein ehrlicher Name verunglimpft werde.“

„Die Preßfreiheit,“ ließ sich Jeannette vernehmen, „hat aber auch ihr Gutes, und ich denke, wer frei von aller Schuld, wer ein reines Gewissen in seiner Brust, der dürfe solche nicht fürchten. Die Preßfreiheit gleicht einer Rose. Die Rose hat Glanz und Duft, aber — aber auch Dornen. Wollte man die Dornen abstreifen, so entzöge man ihr die Lebenskraft, Duft und Glanz würden schwinden, sie würde verdorren und dahinwelken.“

„O, meine Tochter!“ fiel ihr der Pastor in die Rede, „zollst Du auch dem sündigen Treiben Beifall? Der Herr schütze und behüte Dich, daß Du nicht anhängst den Ideen derjenigen, welche in einem allgemeinen Umsturz des Bestehenden die Lösung des Heils erwarten.“

„Nicht im Mindesten, Herr Pastor!“ ließ sich Jeannette vernehmen. „Ich meine, nach meinem schlichten Verstande, es ist dies Alles wie in der Natur. Ein Gewässer, das lange gestanden, wird faul und erzeugt Gewürm jeder Art. Da kommt ein Sturmwind und reinigt die Lache. Donner und Blitz fegt und reinigt die Luft von verderbenden Dünsten. So auch in den Staaten und der menschlichen Gesellschaft.“

„Mädchen! Du sprichst ja wahrhaftig wie ein Buch!“ fiel ihr der Vater in die Rede. „Aber sehen Sie, Herr Pastor, das kommt von dem Zeitungslesen.“

„Ja wohl! eine wirre Zeit, welche das Unterste zu Oberst kehrt. Der gute Geist ist gewichen aus der Schaar der Christen, an die Stelle des Gehorsams trat der Ungehorsam, gute Zucht und Sitte geht immer mehr dem Verfall entgegen. Ganz Deutschland ist ein Babel,

ein Sodom und Gomorrha, seitdem die Zeit auf den grünen Tisch der Geschichte einen Trumpf geworfen, daß allen politischen Pointeurs der Verstand stille stand. Morgen, Sonntag Exaudi, will ich aber den Verstockten von der Kanzel herab ins Gewissen reden, damit sie in sich gehen und ablassen von dem sündigen Treiben. Schrecklich! entsetzlich! hier und da hat man die heilige Stätte, hat man Kirchen geöffnet und darin Volksversammlungen abgehalten. Die großen Staaten haben dies zugegeben, haben Ihren Völkern Versprechungen gemacht und Dinge bewilligt, an die man früher nie geglaubt. Jetzt geht der Spektakel in den kleinen Staaten los, das Volk, oder vielmehr der Pöbel, ahmt dies nach, und überall haben sie Etwas abzusetzen oder tasten alte verjährte Rechte an. Ich bin immer für mich allein gewesen und habe still die Pfade des Herrn gewandelt, ich habe mich nie um das Treiben Anderer bekümmert, aber ich fürchte, daß auch unsere Gegend von Tumult und Aufruhr heimgesucht wird."

„Nun, ich denke, wer ein gutes Gewissen hat, der braucht sich nicht zu fürchten," ließ sich Jeannette vernehmen

„Zügele Deine Rede, wenn der Herr Pastor

spricht!" herrschte sie der Amtsrath an. — „Sie haben Recht, Herr Magister! es ist eine heidnische Zeit, und hier in unserm Dorfe ist der Samen der Zwietracht schon scheffelweise ausgestreut worden. Hören Sie, staunen Sie, schaudern Sie! es giebt hier in Trautenhayn schon politische Klubs."

„Po—liti—sche Klubs?"

„Ja, und in acht Tagen vielleicht Barrikaden."

„Barrikaden! Gott der Allmächtige beschütze uns!"

„Ich sage Ihnen, Herr Pastor, Barrikaden bis an den Heuboden und unten in der Dorfgasse Kleingewehr-Feuer. Bieten Sie Alles auf, den verstockten Sündern ins Herz zu reden, ich werde mithelfen und das aus dem Eff-Eff, damit das Unkraut bei Zeiten ausgerottet wird."

„Sie werden gleich kommen, Herr Amtsrath!" rief Traugott durch die Thür.

„Wer kommt?" sprach ängstlich der feiste Seelsorger, indem er nach der Thür blickte.

„Etliche, die auch solche Neuzeits-Mucken im Kopfe haben, aber ich will ihnen die Grillen schon austreiben. Will ihnen erst in aller Ruhe an den Puls fühlen und dann kurzen Proceß machen."

„Thun Sie dies, Herr Amtsrath," ließ sich

der Pastor vernehmen. „Hier ist weltliche Obrigkeit, da ziemt es sich nicht, daß meine Gegenwart — ich empfehle mich bestens, der Friede des Herrn sei mit Ihnen und Ihrem Hau—“

Die letzte Sylbe kam nicht über seine Lippen, denn es wurde rege im Vorsaal; er ging eiligst die Treppe hinab.

Jetzt traten der Gärtner Jacob und der Hegereiter in die Stube.

Der Amtsrath räusperte sich erst ein wenig und sprach dann mit zornigem Blick:

„Jacob! ich habe von Euch Dinge vernommen, die mir gar nicht lieb sind, Ihr seid ein heimtückischer Mensch, Ihr seid ein Krawaller, ein Wühler!“

„Herr Amtsrath, wie kommen Sie mir vor?“ sprach Jacob, indem er seine Arme mechanisch in die Seite stemmte. „Inwiefern habe ich die Ehre, ein Wühler zu sein?“

„Jacob, welche Sprache Deinem Brotherrn gegenüber!“

„Das ist die Sprache der neuen Zeit, die Sprache der Aufklärung, Zeitungsstyl. Ich habe mich lange genug hänseln lassen und so Manches eingesteckt. Jetzt aber heißt's Publicität! Freiheit und Gleichheit!“

„Was spricht Er von Freiheit! Steckt Er etwa hier bei mir im Keller und muß hungern?"

„Dieses gerade nicht! ich habe Arbeit und Brot. Von der Erstern zu viel, von Letzterm zu wenig, und das muß anders werden, haben sie im Klub gesagt, und ich habe auch meinen Senf dazu gegeben und die Hand in die Höhe gehalten, als abgestimmt wurde. Ich habe selbst zu Grolms-Gottlob gesagt, der die Rede hielt: Mitbürger! Du hast Recht, ich stimme Dir bei und werde dies überall verfechten, wenn irgendwo der Discurs d'rauf kommen sollte."

„Ich sage es nochmals, Er ist ein Aufrührer und nicht werth, daß Ihn die Sonne bescheint."

„Sie muß es aber doch werth gehalten haben, dies sieht man an den vielen Sommersprossen. Kurz und gut, ich bleibe dabei, es muß höheren Lohn setzen!"

„Ja, darum wollte ich auch bitten!" sprach der Hegereiter.

„Was? Ihr wollt mich zwingen!" donnerte der Amtsrath.

„Jetzt wird es noch im Guten versucht," ließ sich der Waid- und Feldmann vernehmen. „Habe die meiste Malast und bin nicht sicher, daß sie mich

jetzt im Walde einmal wegputzen. 'S ist auch eine Schande, wie ich oft verfahren muß."

„Was ist eine Schande?"

„Daß ich gleich pfänden muß, wenn eine arme alte Frau oder ein armer Tagelöhner aus dem Dorfe sich ein bischen Reisholz knickt. Jetzt mag's knickern und knackern, daß mir die Ohren summen, ich gucke gar nicht mehr hin und lasse Fünf gerade sein."

„Also so erfüllt Er Seine Pflicht? So geht Er mit den Holzdieben um?"

„Holzdiebe? Dies weniger, ich habe sehr respectable Kerle darunter gefunden, zumal in jetziger Zeit, wo das politische Bewußtsein . . ."

„Schweig' Er mit diesem Unsinn. Er soll das Bewußtsein in sich tragen, Seinem Herrn treu und redlich gedient zu haben."

„Soll ich denn einen armen Bauer ins Malheur bringen, der einem Hasen eine blaue Bohne auf den Pelz brennt, weil dieser ihm so mir Nichts Dir Nichts das Kraut vom Acker wegfrißt? In unserm Klub haben sie mir wegen dieser Sache gehörig zugesetzt und gerade 'raus gesagt, daß, wenn ich mir's nur einmal unterstehen sollte, auf solche Art einen Mitbürger ins Decrement zu bringen, da

sollte mir's trübe ergehen. Dies haben sie gesagt, frisch von der Leber weg, und daß sie Wort halten, daß ist so bestimmt, wie zwei Mal Zwei Vier, denn jetzt wird gar nicht gefackelt."

„Kennt er nicht die Gesetze vom Jagd- und Forstfrevel, hab' ich Ihm nicht das Buch zum Lesen gegeben?"

„I, diesen alten Schmöker! Ueber Kurz oder Lang können wir Käse hinein wickeln. Wie lange wird's dauern, da wird das Jagdrecht frei gegeben und die Bauern schießen Ihnen Hirsche, Hasen und Rehe vor der Nase weg."

„Ich soll meine wohlerworbenen Rechte aufgeben?"

„Ohne Zweifel, denn in einer Zeit, wo sogar die Fürsten sich hier und da von ihren Rechten müssen abkneipen lassen, da wird so ein Herr Amtsrath schon auch klein zugeben müssen."

„Ich sollte Euch alle Beide zur Thür hinausschmeißen!" schrie der Amtsrath.

„Na, wir würden wieder aufstehen!" sprach der Hegereiter, „ja, ganz entsetzlich würden wir aufstehen. Im nächsten Klub käme dies in Vortrag, und drei Tage später stände es in der „Wespe" oder in der „Hechel", daß der Herr

Amtsrath auf Trautenhayn ein Tyrann erster Sorte sei, daß er seine ganze Dienerschaft die Treppe hinabgeworfen, daß Etliche Arme und Beine gebrochen, daß zwei seiner redlichsten Diener auf der Stelle todt . . .“

„Dies könnte Er an Seinem Herrn und Gebieter thun? Ihm Ehre und guten Ruf abschneiden?“

„Ja! sie fragen immer d'rinnen in der Stadt, ob wir nicht so etwas wissen, was in das Blatt paßt und Krakehl macht. Da wird nun Alles aufgestöbert, denn hier heißt's: wer nicht hören will, muß fühlen.“

„Gut, daß ich auf diese Art dahinter komme, was für Individuen ich in meinem Dienste habe. Keine Religion! kein Gefühl der Dankbarkeit! Dies kommt daher, weil Ihr nicht in die Kirche geht und auf die weisen Lehren horcht, die an heiliger Stätte verkündigt werden.“

„Mit Verlaub, Herr Amtsrath!“ nahm Jacob das Wort, „wer unsern Pastor so kennt, wie wir, der kann unmöglich mit Andacht in der Kirche sitzen. Man muß die guten Lehren zuerst befolgen, aber da ist unser Herr Pastor noch weit davon entfernt, das wissen wir Alle in der Gemeinde.“

„Was wißt ihr von ihm?"

„Vieles, was er gewiß nicht verantworten kann. Neulich, 's ist wahrhaftig eine Schande, hat er sich auch noch die drei Pflaumenbäumchen angemaßt, die auf dem Kirchhofe stehen und seit Menschengedenken dem Schulmeister gehören. Weil aber im vorigen Jahre die Bäumchen so ein paar Schock Pflaumen abwarfen, für welche der alte Geizhals drinnen auf dem Markte zwei Groschen lösen kann, da gehörten sie nach einer alten und erst jetzt aufgefundenen Urkunde gleich sein. Der Schulmeister darf da gar nicht muckſen, wenn er Frieden behalten und acht Wochen lang nicht ein saures Gesicht sehen will."

„Reine Wahrheit!" fügte der Hegereiter hinterdrein. „Wer bei einer Leichenrede acht Groschen mehr daran spendirt, als wie die Taxe, der hat gewonnen. Da wird von dem Todten, der's oft gar nicht verdient, ein Salm gemacht, daß man denkt: es könne auf Gottes Erdboden gar keinen bessern und edlern Menschen gegeben haben."

„Ihr übertreibt die Sache und seht Gespenster, wo keine sind," entgegnete der Amtsrath.

„O nein," fiel ihm Jacob ins Wort, „da sehen wir klar. Wer nicht aller vier Wochen zu

Gottes Tische geht, der muß gewärtig sein, daß er mehr als ein Mal gerüffelt wird, erst verblümt von der Kanzel herab und dann privatim, wenn er dem Pastor einmal vor die Augen kommt, denn 's ist ihm nur um den Beichtgroschen zu thun. Ich habe von Haus aus immer ein bischen auf Religion und Christenthum gehalten, aber wenn man solche Dinge mit ansieht, da schwillt der Krips."

„Nicht so zweideutig von der Kirche und ihren Dienern gesprochen! Würdet auch nicht so verkehrt reden, wenn Ihr öfterer das Gotteshaus besuchtet. Ihr sollt alle Sonntage in die Kirche gehen, um für Euch und das Wohl Eurer Herrschaft zu beten."

„Das sagen Sie jetzt, Herr Amtsrath," sprach der Waidmann, „jetzt, wo die Herrschaften ein wenig in Noth gerathen und das Volk solchen ein bischen aufsässig ist. Sonst aber, wenn Unsereiner einmal in die Kirche gehen und ein Geschäft aufschieben wollte, da hieß es: ach, marsch fort! Herrendienst geht vor Gottesdienst. Jetzt aber, da wird freilich anders gepfiffen. Wir sollen über'm Beten und Singen unser politisches Bewußtsein vergessen, damit Alles hübsch beim Alten bleibt."

„Es soll beim Alten bleiben!“ donnerte der Amtsrath.

„I, warum nicht gar, da ist's zu weit 'nein böse. — Beim Alten bleiben, reden Sie doch nur nicht so vormärzlich.“

„Er ist ein höchst malitieuser Mensch, und außerdem noch ...“

„Der Gerichtsdiener!“ rief Traugott anmeldend zur Thüre herein. —

„Soll vorkommen! gerade recht. Aha, da ist Er ja. Hör' Er, Urban, Er hat besonders Werg am Rocken und ... Kreuz Wetter, was hat Er da für ein Ding am Hute stecken?“

„Nun, was soll's sein, 's ist die deutsche Cocarde.“

„Und diese trägt Er frei und offen am Hute?“

„Natürlich, der König von Preußen hat sie ja zuerst aufgesteckt und das ist ein anderer Mann wie ich.“

„Ich verbitte mir alle Abzeichen, die auf einen geheimen Bund hindeuten.“

„Das werden wir nicht!“ riefen alle Drei wie aus einem Munde. „Wer zum Klub gehört, trägt die Cocarde.“

„Nur Aufwiegler tragen solche.“

„Da ist Ihr alter Traugott auch einer.“

„Der trägt keine.“

„Zu Hause freilich nicht, da trägt er sie in der Westentasche, aber draußen vorm Hofthor da wird sie richtig eingeklemmt.“

„Rebellion in meinem Hause, in meinem Dorfe, was hat Euch dazu bewogen?“

Der Zeitgeist!“ brüllte die Trias.

„Der Gerichtsdiener trat ein wenig vor und sagte:

„Ich habe vor Allem Ursache, unwirsch und rabiat zu sein und lasse mich durchaus nicht mehr schuriegeln. Nichts wie Betrug hinter meinem Rücken.“

„Vom wem ist Er betrogen worden?“

„Vom Amtmann, der Viel auf dem Kerbholze hat und nur immer seine Fensterscheiben versichern kann. Da habe ich immer Patente und Insinuationen zu den Bauern im Dorfe tragen müssen, ex officio, wie er's nennt, wenn er aber den Leuten, die „Licedation“ macht, da steht immer ein Mal über's andere: pro via zwei Groschen. Jahrelang hab' ich diese Via's mit angesehen, ohne zu wissen, was das heißt. Neulich hat mir's Einer im Klub klar gemacht, das heißt für den Weg, für das Austragen zwei Groschen, und ich habe sie nie bekommen, das ist spitzbübisch.“

„Werde Er nicht injuriös! Gott und der Obrigkeit ist man stets Gehorsam schuldig.“

„Was den lieben Gott anbelangt, ahle bonnöhr! da bin ich immer da, und das mit Recht, denn der beschummelt mich nicht so, wie die Obrigkeit. Das Herz im Leibe hat sich mir manchmal umgewendet, wenn er Gerichtstag hielt und den armen Leuten so mitspielte. Exekutivmittel, Auspfändung, Einsperrung! diese Worte hat er stets im Munde, und ich hätte mich manchmal lieber selber in das Gefängniß sperren mögen, als so manchen armen Teufel.“

„Er hat nach Gesetz und Pflicht gehandelt. Warum habt Ihr ein solches Brot gewählt!“

„Ich hätte gern auch anderes gegessen, aber Zeit und Umstände machen den Menschen. Kurz und gut, ich verlange die rückständigen, mir nicht bezahlten Via's, und dies von Rechts wegen.“

„Er ist ein Revolutionair!“

„Dieses nicht, aber wohl mein Magen. Der Magen ist ein geborener Revolutionair und Essen seine ersten Grundrechte. Sehe gar nicht ein, warum ich jetzt, in den Zeiten des politischen Bewußtseins, mich so schmiegen und ducken soll. Ich bin ein Redner, das haben sie mir neulich im

Vereine gesagt, als ich eine Rede gehalten, ein Redner „gummi soh", und könnte als Aktuarius hier sitzen, wenn's nach Recht und Gerechtigkeit gehen sollte. Daher bringe ich meine Ansprüche gleich hier vor der rechten Schmiede an und sage blos die Worte: Entweder — oder!"

„Er soll Etwas bekommen und dies noch heute — Seinen Laufpaß, da Er mir mit Gewalt den Daumen aufs Auge drücken will."

„Herr Amtsrath, nicht so hitzig, das ging wohl, ehe wir **1848** schrieben, aber jetzt hat das Volk auch ein Wörtchen mit hinein zu reden."

„Gilt aber Nichts, ist null und nichtig!"

„Oho! so weit sind wir noch nicht. Ein Redner im demokratischen Vereine sagte neulich: „„Fuchs popeli, Fuchs dei!"" das heißt zu Deutsch: „„Volkes Stimme ist Gottes Stimme."" — Gut, schicken Sie mich fort. Ein Mann wie ich, der findet in jetziger Zeit schon ein Unterkommen, bedenken Sie aber die Macht der Rede."

„Was will Er damit sagen? Komm' Er zu Ende, denn es wird dunkel."

„Ja, dunkel ist's hier noch gehörig. Ich meine, daß ich dann sagen könnte: „„Wie Du mir, so ich

Dir."" Haben Sie nicht gehört, daß sie drinnen in der Stadt in einer Buchdruckerei die Maschinen zertrümmert haben, weil solche das Brot schmälerten? Man hat die Pressen wieder eingeführt, welche aus freier Hand bedient werden, da ist die Preßfreiheit entstanden."

„Er ist ein Dummkopf sonder Gleichen!"

„Nein, im contrairen Gegentheil. Ich dürfte nur jetzt zu Ihren Dreschern und Ihren Leuten sagen: „„Mitbürger! folgt dem Rufe für Freiheit, wenn Ihr mit Weib und Kindern nicht wollt betteln gehen. Mitbürger! Euer Gutsherr, der durch Eurer Hände Arbeit reich geworden, Euer Gutsherr hat eine Heckselschneide-Maschine, welche Euch das Brot wegnimmt, wollt Ihr diese vermaledeite Mißgeburt englischen Geistes noch ferner wirken lassen? Wollt Ihr deshalb verhungern und Euch knechten und schinden lassen? Nein, Mitbürger, das thut Ihr nicht! Wer noch ein paar Fäuste hat, der hebe sie empor, auf, auf! ich führe Euch an, erhebt Euch wie Ein Mann! Rache! Rache! Rache!"" — In fünf Minuten ist Alles zertöppert, Alles zerschlagen, Sie geben eine Tonne Bier zum Besten und danken Gott, daß man nicht noch weiter gegangen."

„Urban, Er ist ein Revolutionair! ich sollte Ihn in den Bock spannen lassen. Er ist auf dem Wege, ein zweiter Robespierre zu werden, aber ich will Euch sammt und sonders die Stange halten. Scheere Er sich zum Satan und Ihr Beiden dazu. Sagt Allen, die so denken, wie Ihr, daß ich auf Alles gesattelt bin und der Amtsrath nicht einen Finger breit nachgiebt. Faulenzen wollt Ihr, nicht arbeiten! Heißt's nicht in der Bibel: „„Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen!““

„O, diese Schwitzkur haben wir lange genug durchgemacht. Wir wollen auch einmal Rehbraten essen und Wein trinken, denn der liebe Gott hat uns das Mundwerkzeug nicht gegeben, daß es uns von Denjenigen gestopft wird, die sich große Herren nennen. Jetzt sind wir an der Reihe.“

„Ja, Communismus! das ist Eure Absicht, nehmt mir den Rock vom Leibe. Räuberische Gesinnungen.“

„Nein, das gar nicht. Drüben in Nordbach da hat's der Schulmeister mehr als ein Mal vorgebracht, daß Christus selbst Communismus gepredigt, denn er sagt: „„Wenn Du zwei Röcke hast, so gieb Einen davon Demjenigen, der keinen hat.““ Aber so ein Zopfmensch, wie Sie, der

nicht mit dem Zeitgeiste fortgeht, der will davon Nichts wissen. Aber nur Geduld, unten bei Habermann in der Scheune ist heute Abend Redeübungs-Verein, da soll die Sache zur Sprache kommen. Der Verwalter ist schon längst rappelig, bei den Dreschern gährt's auch, und der Müller hat wegen seinem Wasserstreit schon lange einen Artikel für die Zeitung fertig. Also Nichts für ungut, wenn über kurz oder lang etwas Apartes geschieht."

Hierauf stürmten alle Drei zur Thüre hinaus. Der Amtsrath konnte sich vor Zorn und Aufregung kaum fassen, denn solch' eine Sprache war ihm noch nicht vorgekommen. Seine Tochter Jeannette suchte ihn später zu beruhigen und ermahnte ihn, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, indem das Volk zum Bewußtsein gelangt und eine gar große Macht entfalte. Der Amtsrath wollte sich nicht beruhigen, ja, er war sogar entschlossen, der Gesellschaft einen unerwarteten Besuch abzustatten, als sich das Blättchen wendete.

Die Gesellschaft kam leise und ohne Aufsehen zum Hinterthor herein, und in das Hundegebell mischte sich plötzlich ein fürchterliches Miauen mit obligater Feuerzangen- und Ofengabel-Begleitung. Der Redner comme il faut hatte ja angedeutet,

daß über kurz oder lang einmal etwas Apartes geschehen würde.

Ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Der Amtsrath bekam eine Katzenmusik.

Es war Sonntag. Dies ist der Tag des Herrn, darum leuchteten die Strahlen der Sonne wohl so heiter und freundlich hernieder auf Wald und Flur. Ach! in der Natur ist ja immer Friede und Eintracht, warum nicht unter den Menschen. Mögen sich die Völker befehden, rings des Krieges Fackel auflodern und das Blut im Kampfe fließen, mag das Gleichgewicht der Staaten schwanken und die Throne wanken, die Natur bleibt in ihren Gesetzen, der Baum grünt fort, die Saat treibt Wurzel wie Blüthe und die Vögel des Waldes singen vor wie nach ihr fröhliches Lied. Wenn nur der Mensch der Natur nicht untreu würde, sie wird es nie.

Solch' ein Friede thronte besonders in Haus und Gehöfte des Vater Martin von Trautenhayn, da unten am Ende des Dorfes, wo die grüne Hecke um das Gärtchen und die hohe grüne Linde vor der Thür, deren Aeste und Zweige das Dach beschatteten.

Drinnen in der reinlichen Stube, wo der Perpendikel der Schwarzwälder Kukuksuhr in abgemessenem Takt den dumpfen Monolog der Zeit stöhnte, saß der Bauer Martin, die Hände mechanisch auf die Kniee gestützt. Auf seinem Gesicht, wo der alte Pflüger „Zeit" hier und da Furchen geackert, thronte ebenfalls ein Feiertag, wo jedoch die Miene der Ueberlegung vorherrschte.

Ihm gegenüber saß sein Nachbar Freimann, welcher mit trübem Blick die Schriftzüge und Figuren anstarrte, die er mit seinem Stocke in den frisch gestreuten Sand der gescheuerten Stube gezeichnet hatte.

„Ja, lieber Nachbar," sprach Martin, „ich sehe wohl, daß Euch in Eurer Proceßsache, die nun schon drei Jahre dauert, ein großes Unrecht geschieht. Wahrhaftig! es ist himmelschreiend, zumal Ihr durch Zeugen beweisen könnt, daß Euer Vater und Großvater schon das Stückchen Grasweg nach Euerm Häuschen mit Wagen und Schubkarren befahren."

„Ja wohl, es ist dies Recht seit länger als funfzig Jahren exercirt worden und deshalb, wie mir mein Advokat sagte, längst die Verjährung eingetreten."

„Da begreife ich nicht, warum nicht einmal der ganzen Sache mit Einem Schlage ein Ende gemacht wird. Der Amtmann muß doch ...“

„Der? Du lieber Himmel! Aber, ich weiß wohl, wo der Hase im Pfeffer liegt. Der Amtmann, gerade dieser ist es, welcher der Sache einen Riegel vorschiebt. Er ist mir gram seit Jahren und hier bei meinem Processe hat er justement so Etwas in der Hand, womit er mir's beweisen kann, daß ich zu Kreuze kriechen muß.“

„Sind denn nicht die Akten schon einmal in die Regierung gekommen? Es muß doch noch Recht und Gerechtigkeit im Lande geben?“

„I, wer weiß, was das Amt für ein Gutachten abgegeben und wie der Amtmann den Bericht abgefaßt hat. Aus meinem Advokaten werde ich auch nicht recht klug. Freilich sonst, wenn ich zu ihm kam und Batzen mitbrachte, da stand gut Wetter im Kalender, da hieß es: „„Nur Geduld! wir appelliren, das Urthel wird umgeschmissen, wir müssen gewinnen.““ Ich dachte zuletzt, wenn die Kosten getheilt werden und der Kläger die Hälfte trägt, so willst Du Fünf gerade sein lassen, aber so soll ich den ganzen Rummel auf meine Schultern nehmen.“

„Was, die ganzen Kosten?"

„Auf einem Fleck, und wenn ich das nicht kann, so will mir der Amtmann das Häuschen anhängen."

„Ja, wie ist da zu helfen, der Karren ist einmal hineingefahren."

„Ich hatte mir vorgenommen, heute Vormittag zum Herrn Amtsrath zu gehen und diesem die Sache so franschemang zu erzählen. Er ist ein bischen hitzig, das ist bekannt, wenn aber die Sache Grund hat, da ist er nicht unbillig. Nach Dem, was aber gestern Abend unter seinen Fenstern vorgefallen ist, nach diesem Heidenlärm, da mag ich ihm nicht in den Weg kommen, sonst denkt er, ich bin auch Einer von den Wühlern. Wenn ich nur ein Mal die Jungfer Tochter sprechen könnte, das ist ein Mädchen von Verstand, die könnte dem Alten das Ding an's Herz legen."

„Nun, das ist nicht unmöglich. Sie ging neulich hier spazieren, und als ich höflich mein Käppel vor ihr abgenommen und sie höflichst gegrüßt, da kam sie auf mich zu und fragte nach dem Wohlbefinden meines Fritz, auf den sie große Stücke zu halten scheint."

„Wer sollte den auch nicht respektiren und lieb

haben, ein Mann von solchem Estim. Apropos! Eines oder das Andere. Wie gesagt, Euer Fritz, der jetzt drinnen in der Residenz ein Advokat, der am Brete ist, der könnte mir helfen. Ich habe gehört, daß sie meilenweit zu ihm kommen, und wie ich noch neulich hörte, da hat er Sachen ausgefochten, die schon auf der Kippe standen."

„Ja, mein Fritz, Gott mög' ihn gesund erhalten, hab's immer gehört, daß er sein Fach versteht, dabei durch und durch ein ehrlicher Mann..."

„Und immer ein gutes Herz!" fiel ihm Freimann in die Rede, „nicht so hazard, wie unser Amtmann, der jetzt überall schlecht angeschrieben steht. Unten beim Müller hat er's vollends verschüttet, der sitzt ihm jetzt besonders auf dem Dache, vorzüglich, seit solche Vereine gänge und gäbe geworden sind."

„Alles mit Maaß!" ließ sich Martin vernehmen. „In solchen Vereinen geht's nur gleich zu scharf her, da soll Alles gleich umgestürzt werden."

„Freilich, da habt Ihr nicht Unrecht. Wenn es aber Einem ergeht, wie mir, der das volle Recht in den Händen hat und da mit spricht, der legt die Worte freilich nicht auf die Goldwage. Unsere Zeit bringt's einmal so mit sich."

„Ganz recht! 's wird dadurch doch mancher alte Schaden ausgemärzt. Na, nur Geduld! ich gehe dieser Tage zu meinem Fritz und will's ihm sagen, wie Euch zu Muthe. Er wird sich die Akten geben lassen und bald daraus ersehen, wer Peter oder Paul. Wie ich gehört, hat er jetzt alle Hände voll zu thun, und in den jetzigen unruhigen Zeiten stürmt Alles auf ihn ein."

„Natürlich, weil er ein Mann des Volkes ist, weil er es nicht so mit den Großen gehalten und es im Ländchen gar wohl bekannt, welche Wahrheit er auf dem letzten Landtage den Räthen des Fürsten gesagt und so viele Gebrechen in der Staatsverwaltung aufgedeckt. Der Müller und der Schulmeister haben drinnen einmal einer Sitzung beigewohnt. Der Name des Deputirten Martin ist in Aller Munde gewesen. „„Gebt Acht!"" sagte neulich noch der Schulmeister, „„gebt Acht! Martins Fritze wird noch einmal ein großer Mann!""

„Na, nicht so oben hinaus! Wohl Dem, der sein Auskommen hat; große Titel machen nicht glücklicher, und ich freue mich als Vater schon über Das, was mein Sohn geworden, zumal ich Wenig an ihn hab' wenden können."

„Glaubt mir, Vater Martin, Ihr erlebt noch große Freude. Euer Sohn bleibt mein letzter Trost.“

„Wollen hoffen, daß er's zum Besten führt. Morgen oder Dienstag mache ich mich auf den Weg. Bin zwar sechzig Jahre alt, aber die vier Stunden, bis hinein in die Residenz, die mache ich noch, gleich dem jüngsten Burschen.“

Freimann sagte Adieu.

Vater Martin griff wieder nach dem Gesangbuche, das er bei Seite gelegt, denn er mußte das Haus hüten, da seine Frau, Mutter Anna, in der Kirche. Nach Verlauf von einer Stunde kam die getreue Ehehälfte zurück. Welch' schlichte Einfalt, wie rein, wie säuberlich erschien die gute Alte mit dem grauen Haar und dem gemüthlichen Gesicht, worauf die Zahl der Jahre und die Sorge ihre Spuren zurückgelassen. Nachdem Mutter Anna das Gesangbuch in den Wandschrank gelegt und Vater Martin ihr beim Ablegen des Sonntagsstaates behilflich gewesen, fing sie an, von der herrlichen Predigt zu erzählen, die heute der Herr Pfarrer so recht aus dem Leben gegriffen; wie jetzt in der Welt große Unordnung, wie hier und da böse Menschen sich gegen Gesetz und Ordnung aufgelehnt, wie sie nicht mehr Steuern und Gaben be-

zahlen wollten wie sie den Dienern der Kirche den Zehnten versagten und dergleichen mehr. Der Herr Pastor habe aber ein Bild von den Strafen des Himmels entworfen, die über solch' Treiben kommen würden, und am Schluß Alle ermahnt, nur treu an Kirche, Fürst und Vaterland zu halten, der Obrigkeit in allen Dingen zu gehorchen und bereitwillig in Demuth sich allen ihren Anordnungen zu fügen.

Bei den Worten: „der Obrigkeit in allen Dingen zu gehorchen", dachte Martin an Freimanns Proceß und an die Ungerechtigkeiten, die in der Gerichtsstube vorgefallen, von denen die Gutsherrschaft freilich selten Etwas erfahren.

Das gestrige Abenteuer hatte den Amtsrath ganz bedeutend in Harnisch gebracht, und er war schon Willens, in eigener Person unter die Lieferanten der Katzenmusik zu fahren, was jedoch seine Tochter wohlweislich zu verhindern suchte. — Heute war er nun gar nicht gut gelaunt, zumal er in den Gesichtern der Knechte und Mägde ein gewisses Selbstbewußtsein bemerkte, welches hier und da sogar einen Anstrich von Frivolität bekam. Ein Wunder, daß er den Klugen spielte und alle Reibung für den Augenblick vermied.

Als Traugott nach Tische den Kaffee und die lange Pfeife brachte, hielt es der Amtsrath doch für gut, sich wenigstens mit diesem auf guten Fuß zu setzen, obwohl es ihm schwer ankam. Wie dieser merkte, daß der Alte andere Saiten aufziehe, da beichtete er so Manches aus dem Klub und schwatzte so zu sagen aus der Schule.

„Du hast der letzten Versammlung unten im Dorfe beigewohnt, die Sache fängt mich an zu interessiren, ja, ich möchte sagen: macht mir Spaß. Setz' Dich her zu mir und gieb Etwas daraus zum Besten."

Traugott nahm Platz und hub an:

„In der letzten Versammlung kam gar Vieles zur Sprache. Als erster Redner hatte sich der Tage- und Nachtwächter Rumpel gemeldet."

„Was hatte dieser auf dem Herzen?"

„Der wollte, daß bei Tage gar nicht und die Nacht nur bis früh Ein Uhr gewacht und dann der Tag abgerufen werde."

„Was? der Kerl will Nachts um Ein Uhr singen: „„Der Tag vertreibt die finstere Nacht, — Ihr lieben Christen, seid munter und wach?""

„So wollte er es haben. Aber durch seinen Antrag kam noch Vieles zum Vorschein, was

Andere aufstachen. Klaus meinte: die erste Zeile des Nachtwächtergesanges sei zu aristokratisch, weil das Wort: „Herren" darin vorkomme. Diese Zeile wurde geändert und darüber abgestimmt."

„Wie soll denn jetzt gesungen werden?"

„Republikanisch. Die Herren sind herausgeworfen worden und es heißt jetzt: „„Hört, Mitbürger, laßt Euch sagen."" — Der Satz, die Glocke hat Zehn geschlagen, ist ebenfalls gestrichen worden."

„Weshalb?"

„Der Schänkwirth meinte: Zehn sei die Polizeistunde, in einem Staate aber, wo Freiheit und Gleichheit herrschen solle, da hätte die Polizei gar Nichts mehr zu sagen, und Jedem müsse frei stehen, bis Mitternacht oder bis an den hellen Morgen in der Schänke zu sitzen. Dieser Punkt fand großen Beifall, es wurde sogar von Etlichen Bravo geschrieen."

„Ja, die Säufer und Nachtschwärmer!"

„Als der zweite Satz gestrichen, erhob sich Michel Herm und sagte: „„Mitbürger! was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Der dritte Satz: — Bewahrt das Feuer und auch das Licht! — der muß auch gestrichen werden. Das ist Bevor-

mundung von Seiten des Nachtwächters, der uns Regeln geben will. Ein Mensch, den ich mit ernähren muß, der hier im Dorfe die niedrigste Person ist, von dem lasse ich mir gar Nichts sagen."" — Sein Antrag ging durch."

„Was? man hat diesen Satz gestrichen?"

„Nicht ein Pünktchen blieb stehen. Schon wollte man zu etwas Anderem übergehen, als sich Gottfried Humbsche von unten an der Entenpfütze das Wort erbat. Er meinte, der Schluß des Nachtwächtergesanges müsse auch fort."

„Was? die Worte: „„Lobt Gott den Herrn!""

„Ja, er meinte: in einem Jahre, wo die Winterfröste so stark gewesen, wo zwei Mal über die Trautenhayner Fluren schwerer Hagelschlag gekommen, seine Kinder die Masern gehabt und seine beste Kuh gefallen wäre, da könne er den Himmel durchaus nicht loben, und — so fiel auch dieser Satz weg."

„Da singt also blos der Nachtwächter: „„Hört, Mitbürger! laßt Euch sagen!"" und dies ist das Ganze?"

„Ja, weiter folgt Nichts."

„Man sollte den ganzen Klub ins Irrenhaus schicken. Weiter! was ist noch vorgekommen?"

„Ja, ich will's sagen. Sie müssen mich aber nicht verrathen."

„Nur heraus damit."

„Was jetzt an die Reihe kam, das war sehr spannend. Es ward Alles zu Papier gebracht. Communismus hier im Dorfe."

„Gütertheilung in Trautenhayn?"

„Alles ist vermessen worden. Was das Erdreich anbelangt, so bekommt der Mann zwei und eine halbe Hufe Feld, eine Eiche, zwei Erlen, eine Buche und sechs Sträucher."

„Ja, Strauchdiebe seid Ihr Alle."

„Mit dem Rindvieh sind wir auch fertig geworden."

„Glaub' ich. Gleich und Gleich gesellt sich gern."

„Auf sechs Mann kommt ein Ochse. Jeder bekommt wöchentlich eine Kanne Milch und acht Kuhkäse. — Jagd und Fischerei ist auch schon vertheilt. Es kommen auf jeden Kopf zehn Hechte, fünf Karpfen und eine Aalraupe."

„Stockfische seid Ihr selbst. Weiter!"

„Das Armenhaus soll der Erde gleich gemacht werden."

„Aus welchem Grunde?"

„Weil jeder Standesunterschied verschwinden soll.

Hingegen sollen die Wirthschaftsgebäude und hier das Herrenhaus zum National-Eigenthum erklärt werden. Der Nachtwächter hat sich schon die blaue Stube ausersehen und Klaus will in die Branntweinbrennerei ziehen."

„Also mein Eigenthum Raub und Beute?"

„Ja, so haben sie es ausgemacht. Ein Redner aus einem fremden Klub hat einmal gesagt: „Eigenthum ist Diebstahl", und darauf hin haben sie sich so die Sache unter einander ausgeküftelt."

„Genug, genug!" sprach der Amtsrath. „Wollen's abwarten, ob es dahin kommt. — Raubgesindel, Rebellion und ..."

„Vater, wo bist Du?" ließ sich plötzlich die Stimme der eintretenden Jeannette vernehmen. Das Mädchen warf einen Blick auf Traugott, welcher sich entfernte. „Vater, so eben ist die Nachricht angekommen, daß gestern Abend in der Residenz die Bewegung des Volkes einen drohenden Character angenommen hat und Unruhen ausgebrochen sind."

„Wie? Aufruhr in der Residenz? Sprich, woher ..."

„Des Verwalters Bruder hat die Nachricht mitgebracht. Der Unwille hat sich vorzüglich gegen

einen Minister gerichtet, dem man durchaus nicht hold ist. Im Hause desselben sind bereits die Fenster zertrümmert gewesen, als noch zur rechten Zeit ein Mann unter's Volk getreten, der vermöge seines Ansehens und der Macht der Rede Ruhe und Ordnung hergestellt."

„Wer ist der Brave, dem dies gelungen?"

„Darüber habe ich Nichts erfahren können. Der Erzähler dieser Thatsachen meinte: es wäre ein früherer Deputirter gewesen. Vater! ich ahne, es ist der treffliche Martin und ..."

„Halt! was ist das für ein Laufen und Rennen da unten nach der Schänke?" unterbrach sie der Amtsrath. Er trat mit seiner Tochter an das Fenster und gewahrte mehre Menschen, Bauern und Oeconomen aus der Umgegend, deren Mienen und Bewegungen eine innere Aufregung verriethen: — Der Amtsrath schickte hinüber nach dem Amtmann und ließ denselben um seine Gegenwart bitten. Traugott kam alsbald zurück und meldete, daß der Herr Amtmann bereits vor einer Stunde in aller Stille fortgefahren sei.

„Er mag wohl Ursache haben," fügte Traugott hinzu, „denn wie ich so eben gehört, haben sie gestern drüben in Falkenbach den Gerichtsschösser

fortgejagt und wegen der Frohndienste dem gnädigen Herrn ganz besonders zugesetzt."

Dem Amtsrath wurde es trotz seines festen Characters bei Anhörung dieser Sachen doch nicht wohl zu Muthe, zumal er noch zuvor in der Zeitung gelesen, daß wegen Leistung von Frohnen, Jagddiensten, Erbzinsen und sonstigen drückenden Steuern an mehren Orten Excesse entstanden. — Jeannette durfte sich jetzt nicht von der Seite ihres Vaters entfernen. Jacob bekam Auftrag, in die Schänke zu gehen, um zu hören und zu sehen, was daselbst vorgehe.

Da ging es denn heute stürmisch zu, trotzdem aber geregelt und mit einer gewissen Mäßigung, denn heute sprachen Männer, die sich sonst entfernt hielten von den Versammlungen der Schreier und parlamentarischen Klopffechter. Ein Oeconom aus einem benachbarten Dorfe, Besitzer eines ansehnlichen Gutes und in der ganzen Gegend als rechtlicher Mann bekannt, hatte das Wort ergriffen und sprach:

„Leute, unser Zweck ist durchaus nicht, die Ruhe des Landes zu stören und Erpressungen zu machen. Verlaßt nicht den Boden des Gesetzes, wie es auch immer kommen mag. In einem ruhig

geordneten Zuge laßt uns zur Residenz gehen, um dem Fürsten unsere Bitten vereint vorzutragen. Nicht Bitten, nein, wir haben das Recht, zu verlangen, und hoffen, daß uns Gewährung wird. Der Fürst ist gut, nur seine Umgebung taugt Nichts, und wir wollen nicht länger mit ansehen, wie das Land durch untreue Diener so schändlich verwaltet wird."

Das Aeußere des Mannes, der ruhige Ton seiner Rede imponirte gewaltig, und selbst die Ruhigsten und Friedlichsten aus den Ortschaften und in Trautenhayn versprachen, seinem Willen Folge zu leisten, da Alle der Ueberzeugung waren, daß in dem Aufrufe und dem Vorhaben nichts Gesetzwidriges liege.

Selbst der alte Martin, der sich mit in der Versammlung befand, nickte still seinen Beifall, denn aus dem Munde seines Sohnes hatte er ja so oft erfahren, welcher Ungerechtigkeiten man sich gegen das Volk schuldig gemacht, und wie die Diener des Fürsten das Land aussaugten.

Oeffentlich sprechen und Reden halten ist bei Manchem zur wahren Epidemie geworden, weshalb Etliche aus dem bewußten Vereine mit hohlen Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Volksbeglückung

die Versammelten aufreizen wollten. Der verständige erste Redner begegnete ihnen aber bald mit so kräftigen und schlagenden Worten, daß sie schweigen mußten, und wußte mit strafender Rede Diejenigen zurückzuhalten, welche es sich einfallen ließen, an eine Revolte zu denken, wo Leben und Eigenthum in Gefahr. „Nieder mit jedem Aufrührer!“ donnerte seine Stimme. „Brave Bürger und Landleute wollen das Werk der Einigung auf friedlichem Wege vollbringen, allein und mit eigener moralischer Kraft, aber nicht durch die Beihilfe von Vagabunden und lüderlichem Gesindel, oder Denjenigen, die sich verführen ließen und von Freiheit ohne Gesetz, von Gütertheilung oder anderem Wahnsinn träumen. Die ernste Rede des Mundes sei die einzige Waffe, und höchstens ein Stock aus dem Erlenbusche Stab und Stütze auf dem Wege.“

Ein großer Theil der Versammelten versprach, morgen mit nach der Residenz zu ziehen, und da der alte Martin wegen Freimanns Prozeßsache seinem Sohne einen Besuch zugedacht, so machte er sich ebenfalls frühzeitig auf den Weg, beladen mit vielen Grüßen von Mutter Annen an ihren lieben Fritz.

Außen vor dem Dorfe fand der alte Martin

Begleitung. Wie erstaunte er aber, als er unterwegs von Ort zu Ort immer mehr von den Unruhen vernahm. Ganze Gemeinden machten sich auf den Weg. Es war eine wahre Wallfahrt nach der Residenz, und je näher man derselben kam, desto zahlreicher wurde der Zug, der sich hier und da oft tumultuarisch gestaltete. Vater Martin schlich sich mehrmals aus der Mitte heraus, wenn er zufällig in eine so lärmende Schaar hineingerathen war.

„Wenn Dich Dein Sohn unter diesen Wilden erblickt," dachte er bei sich, „er muß Dich ja wahrhaftig für einen Krakehler halten, und das sei fern. Nein, nur Ordnung, nicht den Boden des Gesetzes verlassen! sagte gestern der Redner."

Am Thore der Residenz war der Zug zu Tausenden angewachsen. Von den gegenseitigen Landstraßen wogte ebenfalls eine unabsehbare Menge zu. Welch' eine Lebendigkeit in den sonst so stillen Straßen! Viele Bürger und Einwohner der Stadt vermischten sich mit den Oeconomen und Landleuten. Da sah man gar muthige und wilde Söhne des Feldes, in der nervigen Hand einen Stock, in den gebräunten Gesichtern eine gewisse Aufregung, ja hier und da Zorn und Unwillen.

Vater Martin versuchte, nach dem Hause seines Sohnes zu gelangen; dies war ihm indeß, wo der Troubel und die Bewegung immer größer wurde, gar nicht möglich. Wild und bewegt, doch immer noch in Ordnung, ging jetzt der Zug nach dem Schlosse. Die Fenster der Häuser waren geöffnet, und nicht ohne Bangigkeit gewahrte man daselbst die Bewohner, meist Frauen und Kinder, da sich die sämmtliche Bürgerschaft mit an dem Zuge betheiligte, welcher jetzt in eine große Straße einbog. In den vordern Reihen wurde es plötzlich laut und bewegter. Von Bürgern und Landleuten vernahm man den Namen Martin. Der Alte horchte auf; ohne zu wissen, wo er sich befand, war er mit in die Straße gekommen, wo sein Sohn wohnte. Während sich der Alte auf die Zehen erhob, um sich Wahrheit zu verschaffen, erhob sich plötzlich ein Jauchzen des Beifalls, der Zug gelangte an das Haus des Deputirten Martin, und das Volk brachte ihm jubelnd unterm Schwenken der Hüte ein Vivat. Martin der Jüngere war zwar nicht anwesend, am Fenster der Expedition stand blos der Actuar und der Schreiber, doch der Vater aus Trautenhayn, er nahm die Wonne all' der Gefühle in sich auf, die eine solche Huldigung hervorbrachte,

und mit Freuden hätte er es der ganzen Stadt zujauchzen mögen, daß er der Vater sei.

So groß die Freude des Alten, so groß war die Bestürzung im Schlosse. Die Verwirrung war ohne Grenzen, denn noch bis zum letzten Augenblicke hatte man dem Fürsten den gefährlichen Stand der Dinge zu verschweigen gesucht. Räthe und Diener liefen im Innern des Schlosses die Treppen auf und ab, ein hastiges Drängen durcheinander. Durchlaucht wollten Pferde anspannen lassen, um noch die Flucht zu ergreifen. Zu spät! Das Schloß war von Tausenden umringt und schon erscholl es von vielen Stimmen: „Herzog 'raus! der Herzog 'raus!" Unten im Portal des Schlosses standen rath- und thatlos die Wachen, und Aller Blicke lenkten sich empor nach dem Balkon und den hohen Fenstern. Der Fürst ließ den Balkon öffnen. Einer der Räthe erschien und vermeldete der harrenden Menge, daß sich Durchlaucht unwohl fühle und unter solchen Umständen dem Wunsche des treuen Volkes nicht willfahren könne.

„Redensarten!" schrien etliche der Bauern mit urkräftiger Stimme. „Das ist nicht war. Heraus! wir wollen den Herzog!"

Die Verwirrung im Schlosse stieg immer höher.

Bald sollte Der, bald Jener versöhnende Worte zum Volke sprechen. Ueberall Unschlüssigkeit und unten abermals der Ruf: „Heraus! heraus!"

Jetzt galt kein Säumen mehr; die Höflinge drangen jetzt selbst in ihren Herrn und Gebieter, nicht zu zögern. Er gab ihren Bitten nach, festen Schrittes, angethan im einfach bürgerlichen Rocke erschien der Fürst auf dem Balkon und grüßte die zahlreich versammelte Menge nach allen Seiten. Ein donnerndes Hoch erscholl hoch hinauf zu ihm. Als dies geendet und eine tiefe Ruhe über der Versammlung schwebte, traten aus der Mitte des Volkes etliche Sprecher, verlangten energisch die Gewährung mehrerer Forderungen und vor Allem die Absetzung des Ministers * *.

Der Fürst wollte sprechen, das Ungewohnte des Augenblickes hatte ihn aber so ergriffen, daß es ihm unmöglich war eine Antwort zu geben, da der schwache Ton seiner Stimme überdies spurlos verhallt wäre. Der Fürst sah sich nach einem Redner um, keiner der Räthe und Kammerherren wollte sich aber dazu verstehen, zumal sie nicht wußten, welche Antwort der Fürst zu geben Willens sei.

In diesem kritischen Moment trat in den Saal der Deputirte Martin ein, der Allen wie ein ret-

tender Engel erschien. Der Fürst sagte eilig zu ihm: daß er hinaus auf den Balkon treten und da dem getreuen lieben Volke verkündigen solle, daß er, der Vater des Vaterlandes Alles, Alles bewillige, und der Minister * * von diesem Augenblicke an, seiner Stelle enthoben sei.

Martin gehorchte; als er heraustrat, als das Volk plötzlich seinen Liebling an der Seite des Fürsten erblickte, da erfüllte namenloser Jubel die Luft. Mit Jauchzen wurde jedes seiner Worte aufgenommen und die Abdankung des verhaßten Ministers erregte einen wahren Sturm.

„Neues Ministerium! ein neues Ministerium!" erklang es aus hundert Kehlen. — Der Fürst hatte sich zurückgezogen, um zu berathen, um noch einmal in Ueberlegung zu ziehen, was er schon seit einigen Tagen in der Stille für sich beschlossen. Er trat wieder vor das Volk und verkündigte: daß er dem Deputirten Martin, dem Manne, der für Fürst und Vaterland bisher so treu gewirkt, die Stelle des Ministers übertrage.

Wer beschreibt den Jubel und Beifallssturm, der jetzt losbrach und sich weithin über die ganze Stadt vernehmen ließ. Als nun gar der Fürst seinen neuen Minister an der Hand herausführte, da

wurden die Hüte geschwenkt, weiße Tücher wehten und als die Regimentsmusik das Lied anstimmte: „Heil Dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands,“ da feierten all' die Tausende ein Versöhnungsfest. Ein donnerndes Hoch erscholl dem Fürsten, ein Vivat nach dem andern dem neuen Minister, welcher jetzt im Audienzsaale des Schlosses die Beglückwünschungen der Prinzessinnen, Räthe und Kammerherren hinnahm.

Und die Bauern, die Landleute, sie reichten sich die schwielige Hand und küßten oder drückten sich an die breite Brust. Arm in Arm ging es jetzt von dannen, in die Wein- und Schankhäuser. Einen Armen, einen Dürftigen gab es nicht mehr in der Menge, denn die Wohlhabenden gaben aus Freuden gar reichlich und im Ueberfluß.

Der Reichste, der Glücklichste unter all' den Tausenden war aber heute der alte Martin. Als er das Glück seines Sohnes verkündigen hörte, als sein Fritz an der Hand des Fürsten erschien, da rollten die Thränen stromweis über seine faltigen Wangen und kräftig stimmte er mit in das Vivat ein, er mußte mit einstimmen, denn es hätte ihm sonst die Brust zersprengt. Heute, an einem so wichtigen Tage, da mußte er ein Gläschen Wein

trinken. Er ging in eine Weinstube, das erste Glas, er trank es auf das Wohl des Fürsten. Als er aber das Glas zum zweiten Mal gefüllt, da konnte er es nicht verschweigen, er mußte es aussprechen, wer der Mann sei, dem er es weihe. — „Angestoßen!“ rief er im Rausch der Freude, „dies Glas gilt meinem Sohne, meinem Fritz, dem neuen Minister Martin!“

Mit wahrer Löwenstimme fielen die anwesenden Bauern in diesen Toast ein. Vater Martin war der Mann des Tages und wenn neue Mannschaft zur Thüre hereinkam, so wurde ihnen in der Stille zugezischelt: „Schaut, der dort, das ist der Alte vom neuen Minister!“

Welch' ein Verlangen, welch' eine heiße Sehnsucht empfand jetzt Martin nach seinem Sohne, nach seinem Fritz. Wie gern wäre er jetzt in seine Arme geflogen, um sich auszuweinen an seiner Brust. Doch dieser war ja auf dem Schlosse bei seinem Fürsten.

Mehrere Bürger kamen jetzt herbei, drückten dem Alten die Hand und gratulirten ihm zu solch' einem Sohne. Ja, Viele schienen sich gleichsam seiner Gunst versichern zu wollen, denn ein reicher Pachter lud ihn zur Tafel ein. Martin mußte

dies ablehnen; er mußte hinaus in's Freie, es trieb ihn fort aus der Stadt, er mußte heim in sein Dorf, um da zu verkünden, was sich Großes zugetragen.

Von Allen im Zimmer begrüßt, nahm er Abschied. Der Wirth begleitete ihn unter tiefen Bücklingen bis vor die Thüre. Mit Riesenschritten ging es vorwärts, ihm war fast die Straße zu eng. Außen am Thore kam plötzlich ein Seilerbursche mit einem Schubkarren in vollem Lauf daher. „Platz da!" schrie der Bursche, „hier kommen Pechfackeln!"

„Pechfackeln! zu was diese?" entgegnete ihm der überglückliche Alte.

„Großes Fest. Die Bürgerschaft bringt heute Abend dem Herrn Minister Martin Excellenz einen großen Fackelzug."

„Ein Fackelzug für meinen Sohn?" brüllte der Alte. „Was kostet so eine Fackel?"

„Vier gute Groschen!"

„Hier hast Du fünf Groschen! gieb Eine her!"

Freudig suchte der Junge eine rechte große und starke heraus und rief, indem er weiter fuhr: „der hat gewiß Einen genippt, sein Sohn Minister! — höhö!"

Na! jetzt lief der Alte aber nicht schlecht. Hoch in der Luft schwenkte er die Pechstange und wo er auf Wegen und Stegen einen Bekannten traf, da rief er: „Hurrah! nun wird's anders, mein Sohn ist Minister!" — Nicht konnte er es erwarten, bis er in die heimathlichen Fluren gelangte. Der Boden brannte unter seinen Füßen, endlich sah er den Kirchthurm und der Schäfer auf dem Felde war der Erste, dem er mit flüchtigen Worten zuraunte, was sich zugetragen. Jetzt war er im Dorfe, er sah sein Gütchen, er riß die Pforte auf und mit dem Ausruf: „Mutter Anna!" warf er den Pechstab bei Seite und stürzte in ihre Arme.

„Was ist denn geschehen?" frágte zitternd die Alte.

„Mutter!" rief Martin, „Gott der Herr hat große Dinge an uns gethan. Unser Sohn! — hör' es: — unser einziger Sohn — unser Fritz — ist Minister geworden. Minister, ich habe ihn selbst gesehen. Hier stand der Fürst und hier — hier stand Fritz. Ja, oben auf dem Balkon. Vivat! Jubel! heut' Abend; hier, sieh' selbst — ein großer Fackelzug. Ach! diese Ehre! Nie hätte ich geglaubt, daß ich, so ein einfacher simpler Bauer, noch auf meine alten Tage . . ."

Hier verließ ihn seine Stimme. Mutter Anna, das alte, gute, brave Weib in der kurzen Schößenjacke, sie nahm den Zipfel ihrer Schürze und trocknete sich damit die Thränen im Auge. Sie wollte sich an ihren Mann anklammern, um Alles bis auf den kleinsten Punkt zu erfahren, dieser mußte ja aber hinunter in's Dorf. Der Herr Amtsrath, der Verwalter, der Richter, der Schulmeister, sie mußten Alles erfahren, er mußte in die Schänke, um zu verkündigen, was geschehen. — Das ganze Dorf kam in Allarm, man lief zu Martins, um die Pechfackel zu sehen, man maß sie aus, wie lang sie sei, man roch sie an. Noch nie gingen so viel Leute über die Schwelle unter der niedern Thüre. Jeder rühmte und pries „Martins Fritzen," der nun plötzlich, wie es hieß, so ein großer „fürnehmer" Herr geworden.

Höchst überrascht wurden aber die braven Aeltern, als Fräulein Jeannette, die Tochter des Gutsherrn, zu ihnen kam und denselben aus vollem Herzen Glück wünschte. Vater Martin mußte sogar auf's Schloß kommen und berichten, was er gesehen und gehört. Mit Freuden lauschte Jeannette auf jegliches Wort, und der Amtsrath sagte jetzt selbst, daß er stolz darauf sei, daß einer der

ersten Männer des Landes sein Dorf zur Geburtsstätte habe.

Gegen Abend kamen nun noch Viele aus der Residenz zurück, welche das Gesagte bestätigten. Als der Schulmeister, der Richter, so wie die Aeltesten des Dorfes beisammen saßen, da sprach der alte Martin: „Ja! ich habe wenig an meinen Fritz wenden können und wenn der selige Herr Pfarr' nicht immer gesagt: „der Junge hat Kopf und Genie!" so hätte ich ihn gar nicht studiren lassen. Als er von der Schule ging, da hätt' ich's nun mit meiner Alten gern gesehen, wenn er so „auf'n Pastor" studirt hätte und ich sah ihn schon im Geiste auf der Kanzel stehen. Er war aber einmal so „advokatisch" gesinnt und da brachte ihn Niemand davon ab. 'S ist mir freilich manchmal sauer geworden, aber ich dachte: 's ist ja der einzige Junge und der Fritz wendet's gut an."

„Und ob er's gut anwendet," ließ sich der Schulmeister vernehmen. „Immer lag er über den Büchern und war fleißig, nicht so ein Bummler wie drüben in Gernsdorf dem Pastor seiner, der immer ein Dutzend Schmisse im Gesichte hatte, und sich jetzt in Algier bei der Fremdenlegion befinden soll. — Seh' den Herrn Martin noch wie

heute, wenn er in seinem grünen Flausrock hier ankam. Er war zwar kein Duckmäuser, der sein bischen Leben über den Schriften verbüffelt, nein! er hat das Leben auch genossen, aber immer in Ehren und stets ein braver Mensch. Weiß es ja, bei mir hat der Minister Excellenz angefangen, ich hab' ihm das A-B-C gelernt, Lesen, Schreiben und Rechnen, und da gleich gemerkt, daß er nicht auf den Kopf gefallen war."

Nachdem mehrmals in der Runde auf des Ministers Gesundheit und langes Leben getrunken worden, kam es auch zur Sprache, wie der Herr Amtsrath sich heute freudig geäußert, daß von dem anerkannten Rechtssinne des neuen Ministers baldigst eine Aenderung zu erwarten sei und das Wühlen und Aufhetzen im Lande aufhören werde; daß mit Strenge gegen diejenigen verfahren werde, welche sich bei Tumult und Aufruhr betheiligen.

Erst um Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Obgleich der alte Martin so unendlich viel an diesem Tage erlebt und müde geworden, so ließ der Gedanke an seinen Sohn ihn doch nicht sobald zur Ruhe kommen. In einem stillen Gebete empfahl er Gott seinen Sohn, daß er ihn erleuchten

möge mit Verstand und Weisheit zur Erfüllung seines so schwierigen Berufes.

War nun dieser Tag ein sehr bewegter gewesen, so war es der darauf folgende nicht minder. Kaum hatte sich der alte Vater vom Lager erhoben, als schon der Schulmeister mit Etlichen aus dem Dorfe erschien. „Aufgepaßt!“ schrie er, „hier ist die Zeitung angekommen, noch ganz preßfeucht.“ Alle setzten sich und der Schulmeister las nun, was sich gestern in der Residenz ereignet und wie man nach so manchem Sturm mit Zuversicht auf das Ministerium Martin vertraue. — Der Vorleser mußte den ganzen großen Satz noch einmal mit lauter Stimme wiederholen und das so oft, als ein Neuangekommener den Kreis im Zimmer vermehrte.

Als sie Alle noch beisammen waren, erschien plötzlich ein Bote aus der Residenz, welcher einen Brief von seiner Excellenz, dem Herrn Staatsminister von Martin überbrachte.

„Ein Brief von meinem Sohne, vom Minister!“ rief der Alte. „Gott! wo hab' ich denn gleich meine Brille, ich muß doch sehen, was . . .“ — Der Schulmeister erbot sich, den Brief zu lesen, er wurde erbrochen und daraus ersehen, daß Morgen Nachmittag der Sohn seine Eltern in der Heimath

besuchen wolle. Wie der Blitz in ein Pulverfaß schlug diese Nachricht in alle Gemüther. Der Minister zu Besuch nach Trautenhayn! Der Schulmeister lief wie ein Wiesel zur Thür hinaus und die Andern hinterdrein, denn diese Nachricht war zu groß und wichtig, um sie nicht gleich im Dorfe und der Umgegend zu verbreiten.

Vater Martin lief mit dem Briefe in der Stube auf und ab, es war eine allgemeine Verwirrung und Mutter Anna rief: „Ach! da möcht' ich gleich scheuern lassen.“ Wie eine Siegesnachricht verbreitete sich die Briefbotschaft in wenig Minuten durch das ganze Dorf. Der Schulmeister kündigte gleich seinen Schaaren einen freien Nachmittag an, denn er mußte ja jetzt auf eine Anrede studiren, womit er seinen ehemaligen Schüler begrüßen wollte. „Der Minister kommt!“ erklang es durch's ganze Dorf vom Herrn-Hause bis in's Gemeindehaus. Allerlei Fragen wurden aufgeworfen, wie er erscheinen werde, ob zwei- oder vierspännig, ob im Oberrock oder in der goldgestickten Uniform, ob in der Mütze oder im Federhut. Ueberall gab es jetzt rüstige Hände. Die schlechten Wege zum Dorfe herein wurden ausgebessert, Kies aufgefahren und vor dem Geburtshause des Ministers gelber Sand

gestreut. Die Fenster im Armenhause, welche zur Hälfte mit Papier verklebt waren, bekamen Glasscheiben. Die Frau Schulmeisterin steckte neue Vorhänge auf, während ihr Haus- und Eheherr sich mit einem Reim auf „Excellenz“ herumplagte, da er nichts Anderes fand als Pestilenz, Schwerelenz und Stenz. — Stenz war der Ochsenhirt und diesen konnte er unmöglich mit des Ministers Excellenz vereinigen. Bei dieser Herkules-Arbeit studirte er noch nebenbei in aller Eile eine Cantate als Festgesang ein, wobei es denn geheime und öffentliche Püffe in Menge setzte.

Der Gemeindevorsteher wollte auf Kosten der Commun eine Ehrenpforte errichten, als ihm die freundliche Weisung zuging, daß der Herr Amtsrath dieß schon besorgt und nur vom Förster das grüne Reisig zu holen sei. Der Gärtner Jakob mußte die ganze Nacht hindurch Kränze und Guirlanden winden, Alles nach Vorschrift von dem gnädigen Fräulein, denn Jeannette war gleichsam hier maître de plaisir.

Der Schulmeister gab an gedachtem Tage ein ordentliches Programm heraus. An sämmtliche Dorfjugend erging der Befehl, im Sonntagshabit, und

die Mädchen wo möglich in weißen Kleidern zu erscheinen.

Welch' ein Treiben um Martins Gehöfte, welches eine Lehmmauer umgab, worauf Hauslaub wuchs. Der Minister hatte geschrieben, daß er den Nachmittag eintreffen werde. Im Sonntagsrock und Bratenweste standen sämmtliche Gemeindeglieder schon auf ihrem Posten. Der Verwalter und der Voigt waren zu Pferde und ritten nebst einigen wohlhabenden Bauersöhnen dem Minister eine Stunde weit entgegen. Hoch oben vom Schlosse wehte eine Fahne, ein Drängen und Treiben im ganzen Ort, da viele Bewohner der umliegenden Dörfer herzuströmten, um den Mann zu sehen, von welchem sie bisher nur so Rühmliches in den Zeitungen gelesen und der jetzt vom Herzog erkoren worden war, das große Werk der Landesverfassung mit zu Stande zu bringen.

Jeder wußte Etwas aus dem Leben des Ministers zu erzählen. Die alte Botenfrau konnte sich einer Thräne nicht erwehren und gedachte der Tage, wo sie Herrn Martin's Fritzen, als er noch auf der „Universität" gewesen, zum öftern ein Brot und das Hückchen mit der Wäsche gebracht, von Zeit zu Zeit auch ein Töpfchen mit Pflaumenmuß

und zum grünen Donnerstag ein Schälchen mit Honig.

Der Schulmeister, der das flachshärige Publikum zur Musterung in der Schulstube versammelt hatte, zeigte Allen den Platz auf der Bank, wo einst der Herr Minister gesessen. Nachdem er Einigen aus der Menge Befehl gegeben, auf den Kirchboden zu gehen und daselbst mit allen Glocken zu läuten, sobald sie des Wagens und der Vorreiter ansichtig würden, schärfte er nochmals Allen ein, Ordnung im Zuge zu halten und sich so anständig zu betragen, wie es von einem reputirlichen Menschen verlangt werde.

Langsamen Schrittes ging der Zug nach Martins Hause. Vom Herrenhofe kam der Amtsrath, zur Seite seine Tochter Jeannette, nebst dem Herrn Pastor und mehreren Geistlichen der Umgegend, welche sämmtlich in ihrem Amtsornat erschienen waren, um Sr. Excellenz die Aufwartung zu machen.

Vater Martin schwamm in einem Freudenhimmel. Plötzlich ertönten in der Ferne die Posthörner; die Glocken erklangen und der Ruf: „Er kommt! er kommt! drang durch die Reihen. Immer heller erklangen die Glocken, welche einst Martin

so oft zum Kirchgang und Abendläuten gezogen. Der Staub wirbelte auf, die Vorreiter sprengten voran; in Galopp kam der Wagen hinterdrein. Welch' ein Jubel, alle Hüte in der Luft, auf den Zungen ein weithin tönendes Vivat.

Welch' eine Scene im älterlichen Hause! Aechte Thränen der Freude und Rührung. Jeannette, die hohe, herrliche Jungfrau, sie übergab mit herzlichen Worten dem verehrten Manne ein Gedicht von ihrer Hand, dabei einen Kranz mit sinnigen Blumen, den sie selbst gewunden. Als draußen vor der Thür jetzt der Gesang der Festcantate begann und die Töne in Aller Herzen drangen, da sprach die alte gute Mutter Anna zum Pastor: „Jetzt, Herr Pfarr', kann ich sterben, ich habe das Höchste erlebt!"

Den Abend verbrachte der Minister mit seinen Eltern auf dem Schlosse, wo der Amtsrath noch Einige der Anwesenden mit zur Tafel zog. Doch — er hatte ja einen Sturm in seinem Innern zu beschwichtigen. An der Seite des herrlichen Mädchens vergaß er seine Würde, und nur zu bald ersahen Alle, was seine Brust bewegte, was seine Wünsche seien. Schon hatten sich die Gäste empfohlen, als der Mann des Tages noch in dem Hause weilte, welches sein Liebstes umschloß.

Der Amtsrath war heute die Zuvorkommenheit und Liebe selbst, jetzt sah er das Glück, welches seiner Tochter lächelte, von welcher er wußte, daß sie längst dem Manne mit aller Liebe zugethan, der heute die Huldigungen ganzer Dorfschaften empfangen und nun als treuer Rathgeber und als die rechte Hand des Fürsten betrachtet wurde. Er wartete nur auf den Augenblick, wo das Wort in dieser Angelegenheit an ihn gerichtet werden würde; dieser nahte, Martin hielt um die Hand seiner Tochter an und — mit Freuden willigte der Vater in eine Verbindung, die für ihn ehrenvoll, für seine Tochter das höchste Erdenglück.

Da der Gefeierte noch einen Tag in seiner Heimath verweilen und von den Anstrengungen der letzten Tage ausruhen wollte, so wurde am folgenden Tage im Hause des Amtsraths die Verlobung gefeiert. Während am Vormittag die Veranstaltungen getroffen wurden, nahm der neue Minister die Wünsche und Bitten der Unterthanen entgegen, wofür der alte Vater Martin natürlich ein Worte für den armen Freimann sprach, dessen Proceß der Amtsrath niederzuschlagen befahl und alle Kosten trug.

Da der Amtsrath auch von den Wühlereien

im Dorfe gesprochen und der Minister selbst schon Kunde erhalten, so versprach Letzterer, auch hier sichernd einzugreifen und eine Ansprache an diejenigen zu halten, welche der Strudel der politischen Bewegung mit fortgerissen.

Den Amtmann nahm er mit aller Artigkeit besonders in's Gebet, und emfahl ihm Höflichkeit gegen diejenigen, mit denen er in Berührung komme, Nachsicht und Barmherzigkeit, wo Dürftigkeit und Armuth vorhanden. Was den politischen Verein anbelangte, so wünschte er, daß die Hauptmitglieder eine Einladung zum heutigen Feste bekämen, was denn Traugott gehorsamst besorgte.

Die übrigen Stunden widmete er seiner Braut und seinen Eltern, welche die glücklichsten Tage ihres Lebens feierten. Was den alten Traugott, den Gärtner Jacob, den Hegereiter und den Gerichtsdiener Urban anbelangte, so waren sie wie Ohrwürmchen, denn sie empfanden gar wohl, daß sie gegen ihren Brotherrn etwas zu weit gegangen und am Ende gar vom Herrn Minister zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Die Nachricht, daß sämmtliche Tumultuanten auf etlichen Dörfern gerichtlich eingezogen und von den Führern der demokratischen Vereine im Stich gelassen worden wären,

erschütterte sie ganz gewaltig, zumal man ihnen vorgespiegelt, daß man in Stunden der Gefahr getrost auf sie und ihren Anhang bauen könne.

Im obern Saale des Schlosses waren die Tafeln für die geladenen Gäste hergerichtet, während man unten im Garten eiligst Bänke und Tische gezimmert, woran das ganze Dienstpersonal, das Gesinde, die Drescher und übrigen zum Feste Geladenen speis'ten.

Musik und Gesang ertönten aus den obern Zimmern hernieder, der Schulmeister, der ehemalige Lehrer des Ministers, saß mit im Saale, unweit seines ehemaligen Schülers und poculirte nach Herzenslust. Als bereits mehrere Toaste erklungen und die Freude sich Aller Herzen bemächtigt, erhob sich der Schulmeister und legte im Namen derjenigen, die in den letzten Tagen in Folge ihres politischen Bewußtseins ein wenig den Weg des Gehorsams verlassen, dem Herrn Amtsrath die Bitte an's Herz, in dieser Stunde des Frohsinns eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen.

„Aha!" lächelte der Amtsrath, „kriechen sie langsam zu Kreuze? Haben vielleicht nun eingesehen, daß sich mit Gewalt nichts ertrotzen läßt, vorzüglich die demokratischen Herren Drescher mit

ihrem täglichen Gehalt von Einem Thaler. — Vergeben und vergessen, wenn sie eingelenkt in die Bahn des Gehorsams. — Hehe! Gütertheilung, Communismus! unten ist ja wohl auch der Nachtwächter, der besonders mit das Wort geführt, der Patron soll einmal heraufkommen."

Jetzt erzählte der Amtsrath zur Belustigung der ganzen Gesellschaft den Plan der Gütertheilung, wie ihm solchen Traugott mitgetheilt.

Der Mann der Nacht trat unter tiefen Complimenten ein. Der Amtsrath sah ihn an und rief: „Hört, Mitbürger, laßt Euch sagen, ich habe gehört, daß Ihr Euch bei der allgemeinen Gütertheilung in Trautenhayn drüben die blaue Stube zur Wohnung ausbedungen. Er kann Besitz davon ergreifen!" — Der Nachtwächter wollte einen Fußfall thun, er bekannte reuig seine Sünden und bat flehentlich, ihn nicht seiner Stelle zu entsetzen und vor wie nach im Gemeindehause wohnen zu lassen.

Als ihm dies der Amtsrath in Gnaden zugestanden und sich freiwillig erboten, ihm eine monatliche Gehaltszulage zukommen zu lassen, mußte Urban zur Stelle, welcher Tags zuvor schon seine Cocarde in's alte Eisen geworfen.

„Hört, Urban!“ sprach der Amtsrath. „Ihr habt mir vorgestern gesagt, Ihr hättet ein Recht, Actuarius zu werden. Ihr sollt Euer Licht nicht untern Scheffel stellen, hier, Se. Excellenz will deshalb eine kleine juristische Prüfung mit Euch anstellen!“

Herr des Lebens! wo blieb die Courage von vorgestern. Die Sahlleiste der Gerechtigkeit lief um anderthalb Elle ein und bat vor und nach Gott, ihn nicht aus Amt und Brot zu bringen. Der Schnabelheld bekannte, daß er den Aufhetzereien und Wühlereien Gehör gegeben, aber bei nächster Gelegenheit einem solchen Aufwiegler die Beine entzwei schlagen wolle. — Mit einem Blicke auf den Amtmann, versprach ihm der Amtsrath eine keine Entschädigung für die nichtbezahlten „Via's“ und ließ ihn dann wieder unter die Menge laufen, welche bei Bier und Wein sich dem Frohsinn hingab und alles politische Bewußtsein vergaß.

Am Arm seiner Braut begrüßte dann der Minister das Volk, welches bei seinem Erscheinen in ein Hoch einstimmte. Einer aus der Mitte richtete sogar einige gewählte Worte an ihn, welche die Hoffnung aussprachen, daß unter seinem Regiment das Wohl des Landes erblühen und Bürger und

Bauern einer bessern Zukunft entgegen sehen würden.

Diesen Moment erfaßte der Minister und hielt eine Gegenrede, eine Ansprache an das Volk, in der er hervorhob, daß nur in Aufrechthaltung der Gesetze und treuer Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus Heil und Friede zu erwarten. „Viele aber," sprach er weiter, „haben sich jetzt von Ultrarepublikanern, das heißt Demagogen, verführen lassen. Solche Menschen berauschen aber Euch nur, um Euch in den Abgrund zu stürzen, sie bewaffnen Euch gegen Handel, Industrie, und Alles, was das Wohlsein der Völker bedingt, geht im allgemeinen Umsturz zu Grunde. Die Demagogen waren die Geißel des Volkes zu allen Zeiten und an allen Orten. Darum laßt solche Menschen nicht unter Euch aufkommen. Friede und Einigkeit zu erhalten, den Schwachen zu schützen, der Armuth emporzuhelfen, soll mein Bestreben sein; doch unversöhnlicher Haß allen denjenigen, welche Gewalt und Aufruhr predigen, denn jeder Gedanke an eine Revolution ist Wahnsinn. Arbeit ist die Mutter des Glückes, der Staat wird dafür sorgen, daß sie nie fehle. Treue dem Fürstenhause, Gehorsam der Obrigkeit und ihren Gesetzen, Liebe und Willfährig-

keit gegen Euern Brotherrn, so will es die ewige Weltordnung, so will es der weise und gerechte Herrscher Himmels und der Erde.“

Ein donnerndes Hoch erscholl dem Redner und Alle gelobten unter sich getreu zu sein der Ermahnung. — Sie hielten Wort. Glücklich zu preisen wäre jegliches Land, wenn seine Bewohner dächten und handelten, wie die Einwohner zu Trautenhayn.

Zu den schönsten Errungenschaften seit jenem Tage zählt der edle und geachtete Martin den Besitz seiner geliebten Jeannette, die bald darauf sein Weib wurde. Es war die schönste Wahl im Lande, Liebe und Treue sind die unverjährbaren Grundrechte und nur der Tod vermag für diese Welt ihre Herzenskammern aufzulösen.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.